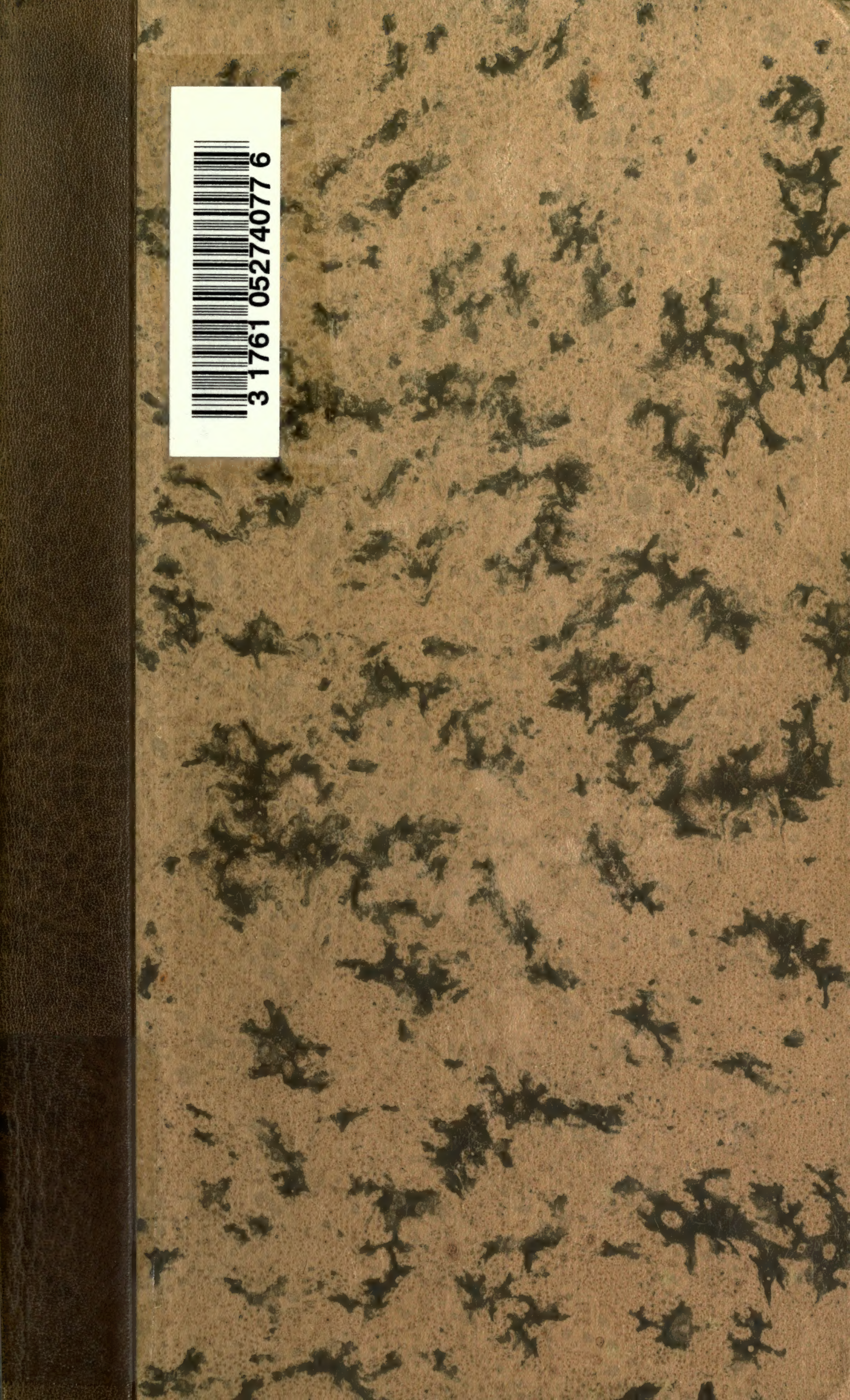

3 1761 05274077 6


VELUT
ARBOR
ÆVO

Wolff

BOCCACCIO · DER DECAMERONE

VIERTER BAND

GIOVANNI BOCCACCIO
DER DECAMERONE

DEUTSCH VON HEINRICH CONRAD
IN FÜNF BÄNDEN MIT DEN KUPFERN UND
VIGNETTEN VON GRAVELOT, BOUCHER,
EISEN DER AUSGABE VON
1757



VIERTER BAND

MÜNCHEN 31 UND LEIPZIG
BEI GEORG MÜLLER UND HANS VON WEBER



ES SCHLIESST

DES DECAMERON

SECHSTER TAG UND ES BEGINNT

DER SIEBENTE,

AN DEM UNTER DIONEOS REGIERUNG

VON DEN STREICHEN ERZÄHLT WIRD,

WELCHE DIE FRAUEN AUS LIEBE,

ODER UM SICH

AUS EINER VERLEGENHEIT

ZU ZIEHEN,

IHREN MÄNNERN GESPIELT HABEN,

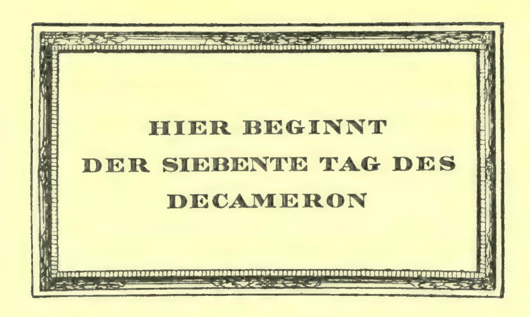
MÖGEN NUN DIESE

ES GEWAHR GEWORDEN SEIN

ODER NICHT



Gravelot del. T. IV. N, II. *Alliamet Sculp.*



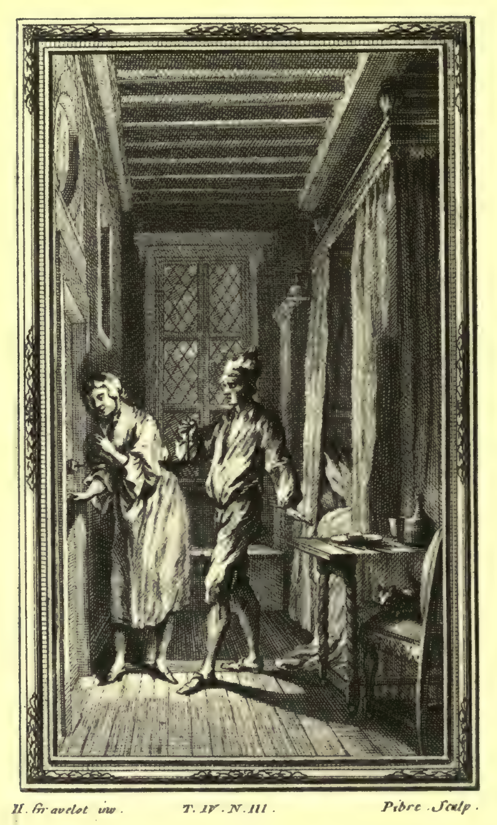
Schon war jeder Stern im Osten verschwunden, den ausgenommen, den wir Lichtbringer nennen und der allein noch durch den weißlichen Schimmer der Morgenröte glänzte, als der Seneschall sich erhob und mit schwerer Ladung sich in das Frauental verfügte, um hier alles nach dem vom Gebieter erhaltenen Auftrag und Befehl einzurichten. Nach diesem Aufbruch zögerte auch der König nicht länger sich zu erheben, als ihn das Geräusch der Aufladenden und ihrer Saumtiere erweckt hatte, und kaum war er auf, als er auch die Frauen und die jungen Männer alle wecken ließ.

Noch waren, als die ganze Gesellschaft sich auf den Weg begab, die Strahlen der Morgensonne nicht ganz hervorgebrochen, und nie hatte der fröhliche Gesang der Nachtigallen und der übrigen Vögel sie so reizend gekündet als an diesem Morgen. Von ihren Liedern begleitet, erreichten sie das Freudental, wo sie von vielen anderen Sängern solcher Art empfangen wurden, die sich ihrer Ankunft zu freuen schienen. Sie durchstrichen das Tal, sahen alles von neuem genau an, und es schien ihnen um so viel schöner, als den Tag zuvor, als die jetzige Tagesstunde seiner Schönheit entsprechender war. Nachdem sie nun mit dem trefflichen Wein und dem Backwerk sich gestärkt hatten, fingen sie, um im Gesang

von den Vögeln des Waldes nicht übertroffen zu werden, auch ihren Gesang an und das Tal mit ihnen, indem es immer dieselben Lieder wiederholte, die sie anstimmten: ein Wettgesang, dem die Vögel, gleichsam als wollten sie nicht besiegt sein, neue süßere Töne hinzufügten.

Als die Tafelstunde gekommen war, deckte man die Tische unter grünen Bäumen und anderem schönen Laubwerk, nahe am See, und nahm in der Reihe Platz, wie es dem König beliebt hatte, während des Essens die Fischlein betrachtend, die in großen Scharen durch den See dahinschwammen. Dies gab Anlaß zum Schauen wie zum Sprechen. Doch als das Ende des Imbisses gekommen und Speisen und Tafel wieder entfernt waren, nahm man noch fröhlicher als vorher den Gesang wieder auf. Dann, während an mehreren Stellen in dem kleinen Tal Ruhebetten aufgerichtet waren, die von dem verständigen Seneschall mit französischen Sergevorhängen umgeben und geschlossen waren, konnte jeder, dem es gefiel, mit Erlaubnis des Königs sich zur Ruhe legen, wer aber nicht schlafen wollte, nach seinem Gefallen den übrigen gewohnten Lustbarkeiten nachgehen.

Als indessen die Stunde gekommen war, wo alle sich erhoben und es Zeit zum Beginn der Erzählungen schien, wurden nach dem Willen des Königs nicht fern von dem Orte, wo man gespeist hatte, auf dem Rasen Teppiche ausgebreitet, und sobald man sich zur Seite des Sees niedergesetzt hatte, gebot der König Emilia, den Anfang zu machen. Diese begann heiter und lächelnd folgendermaßen zu reden.



H. Gravelot inv. *T. IV. N. III.* *Pibre. Sculp.*

ERSTE GESCHICHTE

Gianni Lotteringhi hört des Nachts an seine Tür klopfen, weckt seine Frau und läßt sich von dieser weismachen es, sei ein Gespenst; beide machen sich daran, dies mit einem Gebet zu beschwören, und das Klopfen hört auf.

Es wäre mir, mein Gebieter, allerdings lieb gewesen, wenn es Euch beliebt hätte, daß eine andere als ich mit einem so schönen Stoff, wie unser heutiger ist, den Anfang gemacht hätte; doch da es Euch gefällt, daß ich meinen Freundinnen Mut einflößen soll, so will ich es gern tun. Und zugleich will ich mir denn Mühe geben, euch, ihr werten Mädchen, etwas zu erzählen, das euch für die Folge nützlich sein könnte, wenn alle so furchtsam sind wie ich, und besonders vor Gespenstern, von denen ich, Gott weiß, nicht verstehe, was sie sind, wie ich denn auch noch niemand getroffen habe, der es versteht, obgleich wir uns alle vor ihnen fürchten; denn um solche zu verscheuchen, wenn sie euch einmal erscheinen, könnt ihr, wenn ihr meine Geschichte wohl merkt, eine gar heilige und treffliche Beschwörungsformel lernen, die zu diesem Zweck fürwahr äußerst einfach ist.

Es lebte also einst in Florenz in der Straße des heiligen Pankratius ein Wollkrämpler, Gianni Lotteringhi, ein Mann, viel erfahrener in seiner Kunst als gescheut in anderen Dingen. Denn er schlug etwas in die Gattung frommgläubiger Pinsel über, war häufig Anführer der singenden Brüder von Santa Maria Novella und hatte die Aufsicht über ihren Betsaal und andere ähnliche Ämtchen, die ihn nicht wenig mit sich selbst zufrieden machten. Alles dies geschah aber, weil er als ein wohlhabender Mann den Mönchen häufig gute Mahlzeiten gab, die nun wieder, weil der eine Strümpfe, der andere

einen Mantel, der dritte ein Scapulier von ihm bekamen, ihn mancherlei gute Gebete dafür lehrten, ihm das „Vaterunser“ übersetzt gaben und das Lied vom heiligen Alexius, den Klagegesang des heiligen Bernhard, das Loblied der Donna Mathilda und anderes ähnliches Gewäsch, das er sehr hochhielt und zum Heil seiner Seele äußerst sorgfältig aufhob.

Dieser Mann nun hatte eine schöne und reizende Frau, die Monna Tessa genannt wurde und die Tochter des Mannuccio della Cuculia war, eine äußerst gescheite und umsichtige Frau. Die Einfalt ihres Mannes war ihr bekannt, und da sie in Federigo di Neri Pegolotti, einen schönen und blühenden Jüngling, verliebt war, so wie er in sie, so richtete sie es mit einer Dienerin ein, daß Federigo sich zum Zwiegespräch mit ihr an einem sehr schönen Orte einfand, den ihr Mann Gianni in Camerata besaß und wo sie sich den ganzen Sommer über aufhielt, während Gianni nur zuweilen zum Essen und zum Schlafen erschien und am Morgen wieder zu seinem Laden und bisweilen zu seinen Sangesbrüdern zurückkehrte.

Federigo, dem dies über die Maßen erwünscht kam, ging eines Tages um die Zeit, die ihm vorgeschrieben war, gegen Abend hinauf, wo er, da Gianni die ganze Nacht nicht erschien, gemächlich und in großer Lust mit der Geliebten speiste und bei ihr nächtigte, indessen sie, in seinem Arme ruhend, ihn die Nacht hindurch wohl sechs von den Lobgesängen ihres Mannes lehrte.

Doch da sie nicht die Absicht hatte, daß dies das letztemal sei, wie es das erste gewesen war, und Federigo ebensowenig, so verabredeten sie, um nicht jedesmal die Magd nach ihm ausschicken zu müssen, folgendes Verhalten untereinander: er solle jeden Tag, wenn er

nach einer seiner Besitzungen, die etwas höher hinauf lag, ginge oder davon zurückkehrte, in einem Weinberg, der zur Seite des Hauses lag, auf den Schädel eines Esels achtgeben, den er auf einem jener Weinpfähle bemerken würde. Wenn dieser alsdann mit der Schnauze nach Florenz sähe, solle er ihm andeuten, daß er sicher und ohne Fehl die folgende Nacht zu ihr kommen könne; fände er alsdann die Tür nicht offen, so möge er dreimal leise anpochen, worauf sie ihm sogleich öffnen würde. Sähe er aber die Schnauze des Esels nach Fiesole gewendet, so sollte er nicht kommen, weil dann Gianni anwesend wäre.

Auf diese Weise fanden sie sich denn oft zusammen. Doch unter anderen Malen geschah es auch einst, daß Gianni, der nicht erwartet wurde, ganz spät doch noch eintraf, während Federigo mit Frau Tessa zwei fette Kapaune speisen wollte. Die Frau war trostlos hierüber, und er und sie speisten nun etwas Salzfleisch, das sie nebenher hatte kochen lassen, indes sie von der Magd in einem weißen Tafeltuch die beiden gesottenen Kapaunen nebst vielen frischen Eiern und einer Flasche guten Weins in den Garten tragen ließ, in den man gelangen konnte, ohne das Haus zu berühren, und wo sie gewohnt war, bisweilen mit Federigo zu essen. Alles dies befahl sie ihr, am Fuße eines Pfirsichbaumes, der neben einer kleinen Wiese stand, niederzusetzen. Und so heftig war ihr Zorn, daß sie nicht daran dachte, der Magd zu befehlen, so lange zu warten, bis Federigo erschiene und ihm zu sagen, daß Gianni gekommen sei und daß er diese Sachen im Garten zu sich nehmen möchte.

Deshalb waren sie und Gianni denn kaum zu Bette gegangen und die Magd gleichermaßen, als Federigo

ins Haus kam und leise einmal an die Tür pochte, die ihrer Schlafkammer so nahe war, daß Gianni es augenblicklich vernahm und die Frau ebenso; doch um in Gianni womöglich keinen Argwohn zu erwecken, tat sie, als schliefe sie fest. Federigo wartete einen Augenblick und klopfte dann zum zweiten Male.

Hierüber verwundert, stieß Gianni die Frau ein wenig und sagte: „Tessa, hörst du es denn nicht auch? Es scheint, man pocht an unsere Tür.“

Die Frau, die das Pochen noch besser gehört hatte, tat, als erwache sie aus tiefem Schlafe, und antwortete: „Was sprichst du?“

„Ich sage,“ erwiderte Gianni, „daß es mir schien, als werde an unsere Tür gepocht.“

„Gepocht?“ fragte die Frau. „Weh mir, liebster Gianni, weißt du nicht, was das ist? Das Gespenst ist es, vor dem ich alle diese Nächte die größte Furcht gehabt habe, so daß ich, sobald ich es hörte, sogleich den Kopf unter die Decke steckte und nicht den Mut gehabt habe, ihn hervorzuziehen, als bis es heller lichter Tag war.“

„Gehe,“ entgegnete Gianni hierauf, „wenn das auch ist, so darfst du nicht Furcht haben, Frau. Ich habe vorhin, als wir zu Bette gingen, das ‚Te lucis‘ und ‚Intemerata‘ gesprochen und viele andere gute Gebete und habe das Bett auch von einer Ecke zur anderen im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes gesegnet, und darum hast du nichts zu fürchten; denn, was ein Gespenst auch vermögen mag, uns kann es nicht schaden.“

Um Federigo nicht zu anderem Argwohn Anlaß zu geben und sich so vielleicht mit ihm zu überwerfen, überlegte die Frau, daß es das beste sei, aufzustehen

und ihm bemerklich zu machen, daß Gianni da sei, und deshalb sprach sie zu dem Manne: „Gut, du magst deine Gebete sagen, ich aber halte mich nicht eher für sicher und gerettet, als bis wir es beschworen haben, da du einmal bei mir bist."

„Und wie beschwört man das Gespenst?" fragte Gianni.

„Die Beschwörung verstehe ich," antwortete die Frau, „denn als ich vorgestern nach Fiesole zur Indulgenz ging, hat eine jener Einsiedlerinnen (und das, liebster Gianni, sind doch die heiligsten Wesen auf der Welt, und Gott mag's dir für mich sagen), als sie mich so furchtsam sah, mich eine heilige und treffliche Beschwörungsformel gelehrt und mir versichert, daß sie sie oft erprobt habe, ehe sie Einsiedlerin geworden und daß sie ihr immer genützt habe. Aber Gott weiß, ich allein würde nie den Mut gehabt haben, sie zu versuchen; doch jetzt, wo du hier bist, laß uns gehen und das Gespenst beschwören."

Gianni erwiderte, es wäre ihm recht, und nachdem sie nun aufgestanden waren, schlichen sie sich beide leise zu der Tür, wo Federigo, schon etwas argwöhnisch, draußen noch wartete. Hier angekommen, sprach die Frau zu Gianni: „Jetzt mußt du ausspucken, wenn ich es dir sagen werde."

„Gut," sagte Gianni, und nun begann die Frau die Beschwörung und sagte: „O Nachtgespenst, o Nachtgespenst, das du des Nachts umherwandelst; mit steifem Schweife kamest du, mit steifem Schweif gehst du weg von hier; geh in den Garten; am Pfirsichbaum, da findest du ein fett Gericht und hundert Stuhlgänge meiner Henne: die Flasche setze an den Mund und hebe dich fort und tu mir nichts und meinem liebsten Gianni."

Nachdem sie dies gesagt hatte, sprach sie zu dem Manne: „Nun spucke, Gianni," und Gianni spuckte.

Federigo, welcher draußen stand und dies hörte, war mit einem Male aller Eifersucht ledig und fühlte trotz seinem Trübsinn so herzliche Lust zum Lachen, daß er sich nicht halten konnte, und als Gianni ausspuckte, sprach er leise: „Spuck' die Zähne aus!"

Als die Frau das Gespenst auf diese Weise dreimal beschworen hatte, kehrte sie mit ihrem Manne ins Bett zurück.

Federigo, der mit ihr zu speisen gehofft und darum nichts gegessen hatte, verstand die Worte der Beschwörungsformel wohl, ging in den Garten und fand am Fuße des großen Pfirsichbaumes die beiden Kapaune, den Wein und die Eier, die er mit sich nach Hause nahm und dort gemächlich verzehrte. Dann aber, wenn er sich zu anderen Malen mit der Frau zusammenfand, lachte er noch viel über diese treffliche Beschwörung.

Wahr ist es indessen, daß einige behaupten, die Frau habe den Schädel des Esels wohl nach Fiesole gewendet; aber ein Arbeiter, der durch den Weinberg ging, habe mit einem Stocke darauf geschlagen, so daß er nach Florenz zu stehen geblieben sei, worauf Federigo, sich gerufen wähnend, erschienen sei, die Frau aber die Beschwörungsformel auf diese andere Weise angestimmt habe:

„Geh fort, Gespenst, das in der Nacht umgeht;
Den Eselskopf, den hab' ich nicht gedreht.
Wer es getan, den möge Gott bestrafen.
Laß mich und Gianni nunmehr weiter schlafen."

Hierauf sei er dann fortgegangen und ohne Obdach und ohne Abendbrot geblieben.

Aber eine meiner Nachbarinnen, eine schon sehr be-

jahrte Frau, versichert mir, daß eins so richtig sei wie das andere, wie sie dies schon als Kind erfahren habe; doch daß die letzte Geschichte nicht dem Gianni Lotteringhi, sondern einem anderen, der Gianni di Nello hieß und am Sanct Peterstor wohnte, widerfahren sei, einem nicht weniger einfältigen Pinsel, wie unser Gianni selbst war.

Und darum, ihr werten Frauen, steht es denn in eurer Wahl, von den beiden Formeln die anzunehmen, die euch zumeist gefällt, oder, wenn ihr wollt, beide. Ihre Wirkung ist in solchen Fällen erprobt, wie ihr aus meiner Erzählung gehört habt; lernt sie darum, denn sie können euch noch nützen.



ZWEITE GESCHICHTE

Peronella verbirgt ihren Liebhaber in einem Fasse, als ihr Mann plötzlich nach Hause kommt. Da dieser das Faß verkauft hat, so macht sie ihm weis, sie habe es an einen anderen verhandelt, der darin sei, um zu sehen, ob es auch fest scheine. Dieser springt heraus, läßt den Bottich von dem Manne ausschaben und ihn dann nach Hause bringen.

Mit großem Gelächter war Emilias Erzählung angehört, und von allen ihre Beschwörungsformel für gut und heilig gepriesen worden. Als sie geendet war, befahl der König dem Filostrato fortzufahren, der nun in folgender Art begann:

Teuerste Damen, der Streiche, die die Männer euch spielen, sind so viele, vor allem aber die der Ehemänner, daß ihr nicht allein damit zufrieden sein müßt, wenn einmal eine Frau ihrem Manne einen solchen spielt, daß dies geglückt ist, und nicht allein erfreut, es wieder zu erfahren und es weiter erzählen zu hören; sondern, daß ihr selbst eilen müßt, es zu verbreiten, damit die Männer erkennen, daß, wenn sie verschlagen sind, auch die Frauen darauf auszugehen wissen; eine Erkenntnis, die euch nur nützlich sein kann, da man sich nicht so leicht beigehen läßt, jemanden betrügen zu wollen, sobald man weiß, daß der andere Teil auch nicht auf den Kopf gefallen ist. Unzweifelhaft würde das, was wir heute über diesen Gegenstand vortragen, den Männern, die es wieder erfahren, zum großen Anlaß gereichen, euch nicht mehr zu hintergehen, indem sie einsehen, daß ihr, wenn ihr nur wollt, sie ebenso hinters Licht zu führen versteht. Darum ist es denn mein Vorsatz, euch zu berichten, was für einen Streich eine junge Frau, obgleich von niederem Stande, zu ihrer Rettung ihrem Manne zu spielen wußte.



Boucher inv. T. IV. N. IV. *Flipart Sculp.*

Es ist noch nicht lange her, daß in Neapel ein armer Mann eine schöne und anmutige Jungfrau, namens Peronella, zum Weibe nahm. Er war ein Maurer, sie aber spann, und so gewannen sie nur ziemlich kärglich ihren Lebensunterhalt und erhielten sich, so gut sie konnten. Nun geschah es aber, daß einer von den galanten jungen Männern der Stadt einst die Peronella erblickte, großes Wohlgefallen an ihr fand, sich in sie verliebte und auf diese und auf jene Art so in sie zu dringen wußte, daß auch sie sich endlich mit ihm befreundete. Um nun aber öfter zusammen sein zu können, trafen sie folgende Verabredung unter sich: Da der Mann des Morgens früh aufzustehen pflegte, um zur Arbeit auszugehen oder solche aufzusuchen, sollte der junge Mann irgendwo verweilen, wo er ihn weggehen sehen könnte, und da ihre Straße, welche Avorio hieß, sehr einsam war, so sollte er dann zu ihr ins Haus kommen, und auf diese Weise fügte es sich denn auch oft.

Eines Morgens ereignete es sich jedoch, daß, als der gute Mann ausgegangen und Gianello Strignario — so hieß der Liebhaber — in das Haus getreten und mit Peronella beschäftigt war, der Eheherr, der sonst den ganzen Tag nicht wiederzukommen pflegte, nach kurzer Weile in das Haus zurückkam. Er fand die Tür von innen verschlossen, klopfte an und begann nach einigem Pochen zu sich selbst zu sagen: „Herr Gott, gelobt seist du immerdar! Denn hast du mich gleich zu einem armen Manne gemacht, so hast du mich wenigstens mit einer guten und ehrbaren Frau gesegnet. Sieh nur einer, wie sie gleich hinter mir die Tür verschlossen hat, sobald ich fort war, damit niemand hereinkommen könne, der ihr zu schaffen machte."

Peronella, die den Mann hörte (denn sie kannte ihn schon an der Art des Klopfens), rief aus: „Weh' mir, mein Gianello, ich bin verloren; da kehrt mein Mann heim, den Gott verderbe, und ich weiß nicht, was das bedeuten soll; denn im Leben kehrt er sonst nicht zu dieser Stunde heim, und vielleicht hat er dich gar gesehen, als du eintratest. Aber um Gottes willen, wie es damit auch sei, verbirg dich in diesem Bottich, den du dort siehst; ich will ihm aufmachen, und wir wollen dann sehen, was es mit diesem Heimkehren so früh am Morgen zu bedeuten hat."

Gianello war flink im Bottich, Peronella aber ging zur Tür, öffnete ihrem Manne und sagte mit zorniger Miene zu ihm: „Nun, was ist das für eine Neuigkeit, daß du heute morgen so früh nach Hause kommst? Wie es scheint, hast du heute nicht Lust, irgend etwas zu tun, da ich dich mit deinem Werkzeug in der Hand zurückkommen sehe. Wenn du es so machst, wovon sollen wir leben, wo wollen wir Brot hernehmen? Glaubst du, ich werde ja dazu sagen, daß du mir meinen Rock versetzt und meine übrigen schlichten Kleider? Ich, die ich Tag und Nacht nichts tue, als spinnen und spinnen, so daß ich mir das Fleisch schon von den Fingern weggesponnen habe, um wenigstens so viel Öl zu haben, daß unsere Lampe davon brennen kann. Oh Mann, Mann, keine Nachbarin ist umher, die sich nicht darüber wundert und mich zum besten hat über die Beschwernis und Mühe, die ich trage, und nun kehrst du mir nach Hause zurück mit baumelnden Händen, während du an der Arbeit sein solltest?"

Als sie dies gesagt hatte, fing sie an zu weinen und rief von neuem: „Wehe mir Unglücklichen, wehe mir Betrübten, die ich zu übler Stunde geboren bin und

die ich zu meinem Unglück hierher geriet! Einen Jüngling von Stand und Vermögen hätte ich haben können, und ich verschmähte ihn, um zu diesem zu kommen, der nicht daran denkt, wen er in sein Haus geführt hat. Andere leben gute Zeit mit ihren Liebhabern, und keine ist weit und breit, die nicht ihrer zwei oder drei hätte, und froher Dinge sind sie und machen dem Mann ein X für ein U vor, und ich Unglückliche, weil ich so gut bin und mit solchen Geschichten mich nicht befasse, lebe schlechte Tage und im Elend. Fürwahr, ich weiß nicht, warum ich mir nicht auch solch einen Liebhaber nehme, wie alle anderen es machen. Glaube nur, mein Schatz, wenn ich es wollte, ich würde schon meinen Mann finden: denn es gibt gar zierliche Leutchen, die mich lieb haben und mir wohl wollen und die mir viel Geld haben anbieten lassen, oder wenn ich lieber wolle, Kleider und Geschmeide; aber mein Herz hat es nimmer zugegeben, denn ich bin keines Weibes Kind dafür, und nun kehrst du mir nach Hause zurück, indessen du an der Arbeit sein solltest."

„Um Gottes willen, Frau," erwiderte der Mann, „gib dich darum nicht der Trübsal hin. Du kannst glauben, daß ich weiß, wer du bist, und erst heute heute morgen habe ich das wieder zum Teil eingesehen. Wahr ist's, daß ich vorhin auf Arbeit ausging; aber ich sehe, daß du es ebensowenig gewußt hast, als ich selbst; es ist heute St. Galeonsfest, und Arbeit gibt es nicht, und darum kehre ich zu dieser Stunde zurück. Aber dessenungeachtet habe ich vorgesorgt und Mittel gefunden, daß wir Brot haben für länger als einen Monat hintereinander; denn ich habe diesem Mann, den du hier bei mir siehst, den Bottich verkauft, der uns schon so lange

nur im Hause zur Last ist, und er gibt mir fünf Lilien-dukaten dafür."

Hierauf entgegnete Peronella: „Alles das ist bloß zu meinem Ärger; du, der du ein Mann bist und umhergehst und von den Dingen der Welt wissen solltest, hast einen Bottich für fünf Dukaten verkauft, den ich als Frau, die fast nimmer vor die Tür kommt, weil er uns im Hause doch nur zur Last ist, für sieben Dukaten an einen guten Mann verkauft habe, der eben, als du zurückkehrtest, da hineingekrochen ist, um zu sehen, ob er auch fest wäre."

Als der Mann dies hörte, war er mehr als zufrieden und sagte zu dem, der wegen des Fasses gekommen war: „Geh' mit Gott, guter Mann, denn du hörst, daß meine Frau es für sieben verkauft hat, da du mir nur fünf Dukaten geben wolltest."

„In Gottes Namen," sagte der Mann und ging davon.

Peronella aber sprach zu ihrem Manne: „Komm nun herein, da du einmal da bist, und mache nun selbst mit ihm unsere Sache ab."

Gianello, der mit gespitzten Ohren auf der Lauer stand, um zu vernehmen, ob er irgend etwas zu fürchten oder vorzukehren habe, hatte Peronellas Worte kaum vernommen, als er sich flink aus dem Bottich machte und, als hätte er nichts von der Rückkehr des Mannes gehört, zu rufen begann: „Wo bist du, gute Frau?"

Der Mann, der eben eintrat, antwortete: „Hier bin ich, was begehrst du?"

Hierauf sagte Gianello: „Wer bist denn du? Ich suche die Frau, mit der ich den Handel wegen des Fasses schloß."

„Mach es nur mit mir sicher," sagte der andere, „denn ich bin ihr Mann."

„Der Bottich scheint mir gut,“ erwiderte Gianello darauf, „aber es scheint, Ihr habt Hefen darin gehabt, denn er ist drinnen ganz mit etwas so Festem überzogen, daß ich es nicht mit den Nägeln abkratzen kann; und darum nehme ich ihn nicht, ehe ich ihn nicht ganz rein sehe.“

„Nun,“ sagte Peronella, „darum braucht der Handel nicht zurückzugehen; mein Mann wird ihn Euch rein machen.“

„Jawohl,“ entgegnete der Mann; darauf legte er sein Werkzeug nieder, zog sich bis aufs Hemde aus, ließ ein Licht anzünden, sich eine Trogscharre geben, schlüpfte dann hinein und fing an zu schaben. Peronella aber, als wollte sie sehen, was er mache, steckte den Kopf in die Öffnung des Bottichs, die nicht allzu groß war, und einen Arm und die Schulter mit ihm, und rief ihm zu: „Kratze hier und hier und dann dort, lieber Mann, sieh, hier ist noch ein bißchen geblieben!“

Während sie so stand und den Mann anspornte, machte Gianello, der diesen Morgen sein Verlangen noch nicht vollkommen befriedigt hatte, als der Ehemann erschien, sich daran, da er sah, daß er nicht konnte, wie er wollte, seine Sache abzutun, wie es ging, und auf die Frau zutretend, die die ganze Öffnung des Bottichs verschlossen hielt, brachte er auf dieselbe Art wie in den weiten Steppen die zügellosen und brünstigen Rosse über die Stuten Parthiens herzufallen pflegen, seinen jugendlichen Wunsch zur Ausführung und vollendete ihn fast in demselben Augenblicke, als der Bottich ausgeschabt war. Dann machte er sich zurück, Peronella zog den Kopf aus dem Faß, und ihr Mann trat heraus. Nun sprach die Frau zu Gianella: „Nimm dies

Licht, guter Mann, und sieh zu, ob es jetzt nach deinem Gefallen rein ist.“ Gianello sah hinein und sagte, es sei gut und er wäre zufrieden; dann bezahlte er die sieben Dukaten und ließ den Bottich nach seinem Hause tragen.







H. Gravelot inv. T. IV. N. 5 C. Baquoy Sculp.

DRITTE GESCHICHTE

Bruder Rinaldo schläft bei seiner Gevatterin: ihr Mann überrascht beide in ihrer Kammer, und die Frau macht ihrem Manne weis, daß der Mönch seinem Paten die Würmer beschwöre.

Filostrato hatte nicht so dunkel von den parthischen Rossen sprechen können, daß die scharfsichtigen Damen ihn nicht sollten verstanden haben, doch taten sie, als lachten sie über etwas anderes. Als der König seine Erzählung geendet sah, befahl er Elisa weiter zu reden; diese, zu gehorchen bereit, begann sogleich:

Anmutige Mädchen, die Beschwörung von Emilias Gespenst hat mir eine andere Beschwörungsgeschichte ins Gedächtnis zurückgerufen, die ich, obgleich sie so schön nicht ist, als jene war, euch doch, da mir nicht gleich eine andere Erzählung über unseren Stoff einfällt, vortragen will.

Ihr müßt also wissen, daß in Siena einst ein junger Mensch, hübsch und von angesehener Familie, lebte, welcher Rinaldo hieß. Dieser liebte eine äußerst schöne Dame seiner Nachbarschaft, die Frau eines reichen Mannes, und da er hoffte, von ihr gewinnen zu können, was er wünschte, wenn er nur einmal Mittel fände, sie ohne Verdacht zu sprechen, so beschloß er, da er keinen anderen Weg hierzu sah und die Frau eben guter Hoffnung war, ihr Gevatter zu werden. Er machte sich daher an ihren Mann, trug ihm dies nach seinem besten Ermessen auf die anständigste Weise vor, und es geschah.

Als Rinaldo so der Gevatter der Frau Agnese geworden war und nun einen scheinbaren Vorwand besaß, mit ihr zu verkehren, so faßte er Mut und ließ seine Wünsche durch Worte erkennen, wie die Frau sie schon lange vorher in dem Ausdruck seiner Augen

erkannt hatte. Doch anfangs nützte ihm das wenig, obgleich der Dame nicht zu mißfallen schien, was sie von ihm gehört hatte.

Nicht lange darauf ereignete sich, was auch die Ursache davon sein mochte, daß Rinaldo Mönch wurde, und mochte er nun seine Rechnung dabei finden oder nicht, er blieb es. Einigermaßen mochte er nun wohl um die Zeit, wo er Geistlicher wurde, die Liebe zu seiner Gevatterin und zu gewissen anderen Nichtigkeiten beiseite gesetzt haben, allein im Verlaufe der Zeit, und ohne sein Gewand darum abzulegen, nahm er diese doch alle wieder auf, fing wieder wie sonst an, sich an glänzender Kleidung und feinen Stoffen zu gefallen, in allen seinen Sachen zierlich und geschmückt zu erscheinen, Canzone, Sonette und Balladen zu dichten, Lieder zu singen und lauter ähnliche Dinge zu treiben.

Doch was ich rede von unserem Bruder Rinaldo, von dem wir hier sprechen? Wo sind die Mönche, die es nicht ebenso treiben? O Schmach unserer verdorbenen Welt! Sie scheuen sich nicht mehr, dick und fett und hochrot im Gesicht zu erscheinen, weltlich in ihren Kleidern und in allen übrigen Dingen aufzutreten und nicht wie Tauben, sondern wie stolze Hähne mit geschwollenem Kamme und aufgeblasener Brust einher zu schreiten. Wir wollen hier übergehen, daß sie ihre Zellen voll von Krügen mit Latwergen und Salben, voll von Schachteln mit mancherlei Konfekt, voll Karaffen und Phiolen mit wohlriechenden Wassern und Ölen, mit Flaschen voll Malvasier, griechischen und anderen kostbaren Weinen haben, so daß diese weniger Mönchszellen als Spezerei- und Salbenläden gleichen, wenn man sie so ansieht.

Aber was schlimmer ist als dies, sie scheuen sich

nicht mehr, daß andere es erfahren, daß sie die Gicht haben, und glauben zuversichtlich, kein Mensch wisse, daß die Fasten, die einfachen und mäßigen Speisen und das nüchterne Leben den Menschen mager, beweglich und meistens gesund halten, und daß so einer, wenn er ja davon krank wird, wenigstens nicht an der Gicht leide, der man als Kur die Enthaltsamkeit und alles, was sonst zu der Lebensweise eines bescheidenen Mönches gehört, vorzuschreiben pflegt. Sie denken, die Welt wisse nicht, daß außer der Mäßigkeit auch die langen Nachtwachen, das Gebet und die Geißelung den Menschen blaß und niedergeschlagen machen, und daß wahrlich weder Sankt Dominicus noch Sankt Franziskus vier Kappen für eine besaßen und sich nicht in hochfeine und köstlich gefärbte Tücher kleideten, sondern in solche von grober Wolle und natürlicher Farbe, nicht um zu glänzen, sondern bloß um die Kälte abzuwehren. Allen diesen Verirrungen möge Gott steuern, wie es der Seele der Toren, die sie nähren, not tut.

So war denn unser Bruder Rinaldo wieder zu seinen früheren Wünschen zurückgekehrt, fing wieder an, die Gevatterin häufig zu besuchen und, als ihm der Mut wuchs, mit heftigerem Dringen als zuvor sie um das zu ersuchen, was er von ihr wünschte.

Die gute Frau, die sich nun so bedrängt sah und welche dem Bruder Rinaldo jetzt vielleicht hübscher schien als zuvor, flüchtete eines Tages, als sie sich wieder von ihm verfolgt sah, zu dem, wohin alle diejenigen flüchten, die den Wunsch haben, das zu bewilligen, worum sie gebeten werden, und sprach: „Wie, Bruder Rinaldo, tun denn auch Mönche dergleichen?“

Hierauf entgegnete der Pater: „Madonna, werfe ich nur die Kutte von mir, was ich ganz leicht vermag,

so scheine ich Euch gewiß ein Mensch wie jeder andere und wahrlich kein Mönch mehr."

Die Frau spitzte den Mund, als wollte sie lachen, und erwiderte: „Weh' mir Armen, Ihr seid ja mein Gevatter, wie ginge das an? Das Unrecht wäre zu groß, und ich habe oft gehört, daß auch die Sünde allzu schwer ist, und fürwahr, wenn das nicht wäre, so täte ich, was Ihr wollt."

„Ihr seid eine Törin," entgegnete Rinaldo hierauf, wenn Ihr es darum nicht tun wollt. Ich sage nicht, daß es nicht sündlich sei; aber größere Fehler vergibt Gott, wenn man sie bereut. Nun aber sagt mir, wer ist näher mit Eurem Sohne verwandt, ich, der ich ihn über die Taufe hielt, oder Euer Mann, der ihn erzeugte?"

Die Frau erwiderte: „Allerdings ist mein Mann ihm näher verwandt."

„Ihr sprecht richtig," erwiderte der Mönch; „und wie, schläft nun Euer Mann etwa nicht bei Euch?"

„Allerdings," erwiderte die Frau.

„Nun denn," sagte der Mönch, „so kann auch ich, der ich mit Eurem Sohne viel weniger verwandt bin, als Euer Mann, bei Euch schlafen, so gut wie dieser."

Die Frau, die wenig Logik verstand und überdies nur noch geringer Überredung bedurfte, glaubte oder tat wenigstens, als glaube sie, was der Mönch sagte, und erwiderte: „Wer wüßte wohl auf Eure weisen Reden zu antworten?" Dann aber, der Gevatterschaft zum Trotz, ergab sie sich darein, zu tun, was er begehrte, und nicht für einmal bloß fingen sie damit an, sondern von dem Deckmantel der Gevatterschaft gemächlich geschützt, da der Argwohn hierdurch geringer wurde, fanden sie sich dann mehr und öfter zusammen.

Als aber Bruder Rinaldo einmal zu dem Hause der Frau kam und niemand dort erblickte, als eine kleine Magd derselben, hübsch und freundlich genug, schickte er seinen Begleiter mit dieser nach dem Taubenschlag, um sie das Paternoster zu lehren, während er mit der Frau, die ihren kleinen Sohn an der Hand hatte, in eine Kammer trat, sich darinnen verschloß und auf einem Ruhebette, das dort stand, mit ihr seinen Scherz zu treiben anfing. Da begab es sich, daß der Gevatter heimkehrte und, ohne von jemand gehört zu werden, die Kammertür erreichte, dort anklopfte und seine Frau rief.

Als Frau Agnese dies hörte, rief sie aus: „Ich bin verloren! Da ist mein Mann, und jetzt wird er ohne Zweifel erkennen, was die Ursache unserer Vertraulichkeit ist."

Bruder Rinaldo war entkleidet, das heißt ohne Kapuze und Scapulier, in kurzer Unterkutte. „Ihr habt recht," entgegnete er, als er dies hörte; „wäre ich nur angekleidet, so fänden wir wohl Mittel; doch öffnet Ihr ihm und er findet mich so, so gibt es keine Ausflucht."

Die Frau, von einem plötzlichen Einfall erleuchtet, erwiderte: „Zieht Euch nur an, und wenn Ihr damit fertig seid, nehmt Euren Paten auf den Arm und gebt wohl acht auf das, was ich meinem Manne sagen werde, so daß Eure Reden mit den meinen übereinstimmen; dann aber laßt mich nur machen!"

Der gute Mann hatte noch nicht aufgehört zu pochen, als die Frau ihm antwortete: „Ich komme ja schon." Dann stand sie auf, trat mit einem freundlichen Gesicht an die Tür der Kammer, öffnete sie und sagte: „Liebster Mann, ich sage dir, unser Gevatter, Bruder Rinaldo, ist hergekommen und gewiß von Gott uns her-

geschickt; denn wahrhaftig, wäre er nicht dazu gekommen, heute hätten wir unseren lieben Sohn verloren."

Als der gute Pinsel dies hörte, wollte er fast vergehen und rief: „Wie sagst du?"

„Ja, lieber Mann," sprach die Frau, „vorher fiel er mir in eine solche Ohnmacht, daß ich glaubte, er wäre mausetot; und ich hätte nicht gewußt, was ich tun oder sagen sollte, wenn unser Gevatter Rinaldo nicht dazu gekommen wäre, ihn um den Hals genommen und gesagt hätte: ‚Gevatterin, das sind bloß Würmer, die er im Leibe hat, die ihm an das Herz hinaufsteigen und ihn leicht umbringen können; aber besorget nichts; ich will sie ihm besprechen und sie alle tot machen, und ehe ich von hinnen gehe, sollt Ihr Euren Sohn wieder so gesund sehen wie jemals.' Und weil du uns nun fehltest, um einen Teil der Beschwörung zu sprechen, und die Magd dich nicht zu finden wußte, so ließ er seinen Kameraden an die höchste Stelle unseres Hauses hinaufsteigen und dort beten, und er und ich traten hier hinein. Und weil kein anderer als die Mutter des Kindes dabei sein darf, so schlossen wir uns hier ein, damit uns niemand störe, und du siehst, noch hat er unser Kind im Arm. Ich denke, er wartet nur, daß sein Kamerad mit Beten fertig ist, und das muß er wohl sein, denn der Knabe ist schon wieder bei sich."

Der arme Pinsel glaubte alle diese Dinge, und die Liebe zu dem Kinde umstrickte ihn so, daß er keine Ahnung von der List hatte, die die Frau gegen ihn spielen ließ; vielmehr stieß er einen mächtigen Seufzer aus und sprach: „Laß mich gehen, ihn zu sehen."

„Beileibe, geh' nicht hinein," sprach die Frau, „du würdest nur verderben, was gut gemacht ist; doch warte,

ich will sehen, ob du kommen kannst, dann will ich dich rufen."

Pater Rinaldo, der alles mit angehört und sich ganz gemächlich wieder angezogen hatte, nahm nun das Kind auf den Arm, als alles wieder in gehöriger Ordnung war, und rief: „Frau Gevatterin, höre ich nicht den Herrn Gevatter dort?"

„Jawohl, Herr", erwiderte der Pinsel.

„Nun," sprach der Mönch, „so kommt doch her!"

Der einfältige Geselle trat ein.

„Hier, nehmt Euren Sohn," sprach Pater Rinaldo zu ihm, „den die Gnade des Herrn wieder gesund gemacht hat, indes ich noch eben erst glaubte, Ihr würdet ihn vor Abend verblichen sehen; und nun macht und laßt eine Statue von Wachs, von derselben Größe wie er, zum Lobe des Herrn vor der Bildsäule des heiligen Herrn Ambrosius aufstellen, um dessen Verdienstes willen der Himmel Euch diese Gnade erwiesen hat."

Als der Knabe den Vater erblickte, lief er auf ihn zu und liebkoste ihn, wie kleine Kinder zu tun pflegen. Dieser nahm ihn auf den Arm, vergoß Freudentränen, nicht anders, als wenn er ihn eben aus dem Grabe gezogen hätte, und fing dann an, ihn zu küssen und seinem Gevatter, der ihn ihm geheilt hatte, zu danken.

Bruder Rinaldos Kamerad (der die kleine Magd unterdessen nicht ein, sondern vielleicht mehr als vier Paternoster gelehrt und ihr eine ihm von einer Nonne geschenkte kleine Börse von weißem Zwirn verehrt, auch sie zu seinem Beichtkinde gemacht hatte) hatte den gläubigen Pinsel nicht sobald an der Tür rufen hören, als er sich leise an einen Ort schlich, von wo er alles sehen und hören konnte, was vorging und geschah. Als er die Sache in gutem Gleise sah, kam er herab, trat

in die Kammer und sagte: „Bruder Rinaldo, die vier Gebete, die Ihr mir aufgegeben habt, habe ich alle gesprochen.“

„Mein Bruder,“ entgegnete der Pater hierauf, „du mußt einen guten Atem haben und hast deine Sache wohl gemacht. Ich meinerseits hatte erst zwei gesagt, als der Gevatter kam; aber der Herr hat uns um deiner und meiner Anstrengung willen Gnade erwiesen, und der Knabe ist geheilt.“

Der betrogene Kauz ließ nun guten Wein und Backwerk herbeibringen und erwies seinem Gevatter und dessen Kameraden die größte Ehre mit Stärkungen, wonach sie größeres Bedürfnis hatten, als nach irgend etwas anderem. Dann begleitete er sie aus dem Hause und empfahl sie dem Himmel. Ohne Aufschub aber ließ er das Wachsbild machen und es neben den anderen vor der Bildsäule des heiligen Ambrosius, doch nicht vor der zu Mailand, aufhängen.





H. Gravelot inv. T. IV. N. 6 *Pacquier Sculp.*

VIERTE GESCHICHTE

Tofano sperrt seine Frau eine Nacht vor dem Hause aus, und da sie auf ihre Bitten keinen Einlaß erhalten kann, so tut sie, als stürze sie sich in einen Brunnen, indem sie einen großen Stein hineinwirft; Tofano kommt hierauf aus dem Hause, die Frau schleicht sich hinein und sperrt nun ihn aus, indem sie ihn zugleich ausschilt und verhöhnt.

Als der König Elisas Geschichte beendet sah, wandte er sich ohne Zögern zu Lauretta und zeigte ihr dadurch, daß er wünsche, daß sie erzähle; weshalb diese denn, ohne anzustehen, also begann:

O Liebe, wie groß und gewaltig ist deine Macht! Wie fein ist dein Rat und wie sinnreich sind deine Erfindungen! Welcher Weise, welcher Künstler könnte jemals solche Listen erfinden, wie du denen, die deinen Spuren folgen, plötzlich darbietest? Fürwahr, jede andere Unterweisung ist langsam und schwerfällig im Vergleich zu der deinen, wie jeder aus den Geschichten ersehen kann, die euch hier vorgetragen wurden. Zu diesen, ihr liebenswürdigen Frauen, will auch ich nun noch eine List hinzufügen, die zwar von einer einfachen Frau angewendet, aber derart war, daß ich nicht wüßte, wer anders als die Liebe ihr diese hätte eingeben können.

In Arezzo lebte einst ein reicher Mann, der Tofano hieß und eine sehr schöne Frau, namens Monna Ghita, zum Weibe erhalten hatte, auf die er denn auch bald genug und ohne zu wissen warum, höchst eifersüchtig wurde. Hierüber erzürnte sich die Frau endlich, und nachdem sie ihn mehrmals um die Gründe zu seiner Eifersucht gefragt und er keine anderen anzuführen gewußt hatte, als ganz allgemeine und schlechte, kam ihr der Entschluß ein, ihn an dem Übel wirklich er-

kranken zu lassen, vor dem er ohne Grund solche Furcht hatte.

Sie hatte bemerkt, daß ein junger Mann, nach ihrer Meinung sehr achtbar, sie mit liebendem Auge beobachtete, und fing nun vorsichtig an, sich mit ihm zu verständigen. Schon waren die Sachen zwischen ihm und ihr so weit gediehen, daß nichts mehr übrig war, als mit der Tat den Verabredungen Wirkung zu geben, da dachte die Frau darauf, wie sie auch hierzu Mittel fände. Unter den üblen Angewöhnungen ihres Mannes hatte sie erkannt, daß er an dem Trunke sehr großes Vergnügen fand, und fing nun an, ihm diesen nicht allein zu empfehlen, sondern ihn auch gar häufig auf listige Weise zum Trinken herauszufordern. Dies wurde denn bald so sehr Gewohnheit bei ihm, daß sie ihn fast jedesmal, wenn es ihr genehm war, zum Rausch verleitete und ihn zu Bett schickte, sobald sie ihn betrunken sah, worauf sie sich mit ihrem Liebhaber zusammenfand und im Laufe der Zeit diese Zusammenkünfte je häufiger desto lieber fortsetzte.

Ihr Vertrauen auf seinen Rausch war so groß, daß sie nicht allein den Mut hatte, den Geliebten in ihr Haus zu führen, sondern sogar zuweilen einen großen Teil der Nacht in dem seinigen zubrachte, das von dem ihren gar nicht weit entfernt war.

Indem nun das verliebte Weib in dieser Weise zu leben fortfuhr, bemerkte ihr jämmerlicher Gemahl doch einst, daß sie bei aller Aufforderung zum Trinken selbst niemals trank. Hieraus schöpfte er Verdacht, es könne wohl so sein, wie es wirklich war, daß nämlich die Frau ihn nur berauscht machen wolle, um dann ihrem Vergnügen nachzugehen, während er schliefe. Entschlossen, zu erproben, ob dem so wäre, stellte er sich eines Abends,

ohne am Tage getrunken zu haben, in Sprache und Betragen als der betrunkenste Mensch, der jemals auf der Welt war. Die Frau glaubte dies, und indem sie annahm, daß er nicht mehr zu trinken brauche, um gut zu schlafen, eilte sie, ihn schnell ins Bett zu stecken. Als sie dies getan, machte sie sich, wie sie schön öfter zu tun gewohnt war, aus dem Hause und zu dem ihres Liebhabers hin, wo sie bis Mitternacht verweilte.

Als Tofano seine Frau nicht mehr im Hause sah, stand er schnell auf, ging zur Tür, schloß diese von inwendig zu und begab sich nun ans Fenster, um sie zurückkehren zu sehen und ihr dann zu zeigen, daß er ihre Kunstgriffe durchschaut habe. Und so lange blieb er nun hier, bis die Frau heimkehrte. Als sie an das Haus kam und sich ausgeschlossen sah, war sie sehr bestürzt und begann zu versuchen, ob sie die Tür mit Gewalt öffnen könne.

Nachdem Tofano dies nun eine Zeitlang mitangesehen hatte, rief er hinab: „Frau, du mühst dich umsonst, denn hier hinein kannst du nicht; geh und kehre dorthin zurück, wo du bis jetzt gewesen bist, und sei überzeugt, du kannst hier nimmer wieder hinein, bis ich dir deswegen in Gegenwart deiner Verwandten und Nachbarn diejenige Ehre erwiesen habe, die du so sehr verdienst."

Nun fing die Frau an, ihn um Gottes Liebe willen zu bitten, daß er so gut sein möchte, ihr aufzumachen; denn sie käme nicht von da her, von wo er glaubte, sondern sie habe bei einer Nachbarin gewacht, die in den langen Nächten nicht schlafen könne und auch nicht allein im Hause wachbleiben.

Ihre Bitten halfen ihr jedoch nichts, denn jener rohe Tölpel war entschlossen, daß alle Einwohner von Arezzo

ihre Schmach erfahren sollten, welche bis dahin niemand gewußt hatte.

Als die Frau sah, daß das Bitten nichts half, nahm sie zum Drohen ihre Zuflucht und sagte: „Machst du mir nicht auf, so will ich dich zum unglücklichsten Menschen machen, der am Leben ist.“

„Was kannst du mir tun?“ entgegnete Tofano hierauf.

Die Frau, der Amor bereits mit seinen Ratschlägen den Geist geschärft hatte, erwiderte ihm: „Ehe ich die Schmach dulde, die du mir unverdient erweisen willst, eher stürze ich mich in diesen Brunnen, der hier nahebei ist, und wenn ich dann hier tot gefunden werde, so wird niemand anders glauben, als daß du in deiner Trunkenheit mich hineingestürzt habest; dann wirst du entweder fliehen müssen und verlieren, was du besitzst, und in der Verbannung leben, oder man wird dir als meinem Mörder, wie du es dann wirklich gewesen sein wirst, den Kopf abschlagen.“

Doch auch diese Worte brachten den Tofano nicht von seinem törichten Entschluß ab. Deshalb rief die Frau denn aus: „Nun sieh, ich kann dein widerwärtiges Beginnen nicht länger ertragen. Gott verzeihe dir, laß meinen Rocken wegnehmen, ich lasse ihn hier.“

Nach diesen Worten ging sie durch die Nacht, welche so finster war, daß kaum ein Mensch den anderen auf der Straße sehen konnte, zu dem Brunnen hin, ergriff einen mächtigen Stein, der unten an der Einfassung lag, rief noch einmal: „Gott verzeihe mir!“ und ließ den Stein dann in den Brunnen hinabfallen. Dieser machte, indem er das Wasser erreichte, ein gewaltiges Geräusch, das Tofano nicht sobald vernahm, als er auch zuversichtlich glaubte, sie habe sich wirklich hineingestürzt; schnell ergriff er daher den Eimer und den

Strick, eilte aus dem Hause, um sie zu retten, und rannte zu dem Brunnen hin.

Die Frau, die sich unterdessen nahe an der Tür des Hauses versteckt hielt, schlüpfte, sobald sie ihn auf den Brunnen zueilen sah, leise in das Haus, schloß sich darinnen ein, trat dann selbst an das Fenster und sprach zu sich selbst: „Wasser soll man zugießen, solange man trinkt, nicht hinterdrein in der Nacht!" Als Tofano sie hörte, erkannte er den Possen, den sie ihm gespielt hatte, und kehrte zu der Tür zurück; hier konnte er jedoch nicht hinein und fing nun an, von der Frau zu begehren, daß sie ihm öffnen möchte. Sie aber hörte jetzt auf, leise wie sie bis dahin getan hatte, zu sprechen, und erwiderte ihm mit lauter Stimme und fast schreiend: „Gottes Kreuz, widerwärtiger Trunkenbold, du kommst diese Nacht nicht ins Haus. Ich kann deine Manieren nicht länger dulden und muß jedermann zeigen, wes Geistes Kind du bist und daß du erst um diese Stunde nach Hause kommst."

Tofano seinerseits, nicht wenig hierüber erzürnt, fing an zu lärmen und ihr Schmähungen zuzurufen. Die Nachbarn hörten den Lärm, Männer und Frauen standen auf, stürzten an die Fenster und fragten, was das für ein Lärmen wäre.

Nun fing die Frau an zu weinen und rief: „Nichts anderes, als daß dieser schändliche Mensch mir jede Nacht betrunken nach Hause kommt oder in den Kneipen einschläft und dann zu dieser Stunde heimkehrt; lange habe ich es verschmerzt, und es hat mir nichts geholfen; jetzt habe ich es nicht länger ertragen können und habe ihm die Schande machen müssen, ihn auszusperren, um zu sehen, ob das ihn vielleicht bessern wird."

Der Tölpel Tofano erzählte von der anderen Seite, wie die Sache gewesen war, und drohte ihr heftig.

Aber die Frau rief ihren Nachbarn zu: „Nun seht nur, was das für ein Mensch ist! Was würdet ihr sagen, wenn ich so auf der Straße stände wie er und er im Hause wäre wie ich? Gottestreu, ich zweifle nicht, ihr würdet glauben, er sagte die Wahrheit. Daran aber könnt ihr seinen Sinn erkennen. Gerade behauptet er, daß ich getan hätte, was er begangen hat, wie ich mir denke. Er wollte mich schrecken, indem er, ich weiß nicht was, in den Brunnen warf; aber wollte Gott, er hätte sich nur wirklich hineingestürzt und wäre darin ertrunken, damit wenigstens der Wein, den er zuviel getrunken hat, gehörig mit Wasser gemengt worden wäre."

Nun fingen die Nachbarn, Männer und Frauen, an, alle auf Tofano zu schelten, ihm unrecht zu geben und ihn laut wegen dessen zu schmähen, was er gegen seine Frau vorbrachte; und kurz, so gewaltig wuchs der Lärm von Nachbar zu Nachbar an, daß er endlich bis zu den Verwandten der Frau gelangte. Diese eilten herbei, und nachdem sie die Sache von einem und dem anderen Nachbar vernommen hatten, nahmen sie den armen Tofano in die Mitte und teilten ihm so viel Püffe mit, daß sie ihm fast die Glieder zerbrachen. Dann traten sie in das inzwischen geöffnete Haus, nahmen die Sachen der Frau, führten diese mit sich hinweg und drohten dem Tofano noch schlimmeres.

Tofano sah nun wohl, daß er übel angekommen sei, und erkannte, wohin seine Eifersucht ihn geführt hatte; mit Mühe gewann er, da er seine Frau von Herzen liebte, noch einige vermittelnde Freunde und brachte es endlich dahin, daß er in Frieden die Frau in sein Haus zurückbekam. Dieser gelobte er nun, nie wieder

eifersüchtig zu sein, und gestatte ihr überdies, ganz ihrem Vergnügen nachzugehen, jedoch so vorsichtig, daß er es nicht gewahr würde. Und so verfuhr er nach dem Sprichwort: „Der dumme Bauersmann nimmt erst die Prügel und verträgt sich dann.“ Unter uns aber lebe die Liebe, und es sterbe der Krieg mit seiner ganzen Sippschaft!



FÜNFTE GESCHICHTE

Ein Eifersüchtiger nimmt, als Priester verkleidet, seiner Frau die Beichte ab, welche ihm weis macht, daß sie einen Pater liebe, der jede Nacht zu ihr komme; während der Eifersüchtige nun, an der Tür verborgen, diesem auflauert, läßt die Frau ihren Liebhaber über das Dach zu sich kommen und verweilt mit ihm.

Lauretta hatte ihre Erzählung beendet, und jeder lobte die Frau, daß sie recht getan und dem Schächer erwiesen habe, was ihm gebühre, als der König, um keine Zeit zu verlieren, sich gegen Fiammetta wandte und das Amt des Erzählens freundlich auf sie übertrug, weshalb diese denn auch folgendermaßen begann:

Sehr edle Damen, die vorhergehende Geschichte legt mir gleichsam die Pflicht auf, ebenfalls von einem Eifersüchtigen zu erzählen, indem ich der Meinung bin, daß, was die Frauen gegen solche ausüben, besonders aber, wenn jene ohne Ursache eifersüchtig sind, ganz recht geschehe und ihnen wohl anstehe. Ja, hätten die Gesetzgeber alles wohl beachtet, so glaube ich, daß sie hier für die Frauen keine andere Strafe ausgemacht haben würden, als sie dem bestimmt haben, der einen anderen verletzt, indem er sich selbst verteidigt. Denn in der Tat sind die Eifersüchtigen Verfolger und Feinde des Lebens ihrer jungen Frauen und unablässige Vermittler ihres Todes. Die ganze Woche sitzen die Ärmsten eingeschlossen, mit den Bedürfnissen des Hauswesens und der Familie beschäftigt, und doch möchten sie wie ein jeder, wenigstens an Festtagen einige Freude, einige Ruhe haben und auch ihrerseits ein Vergnügen genießen, wie die Arbeiter des Feldes, die Handwerker in den Städten und die Lenker der Höfe es genießen, ja, wie Gott selbst es genoß, der am siebenten Tage von allen seinen Mühen ausruhte, und wie die kirchlichen



V. Gravelot inv. T. IV. N. 7. *Le Mire Sculp*

und bürgerlichen Gesetze es verlangen, die zur Ehre Gottes und zum allgemeinen Besten aller die Tage der Arbeit von denen der Ruhe unterschieden haben.

Diesem allen aber widersetzen sich die Eifersüchtigen; ja, sie wählen sogar die Tage aus, die für alle anderen Tage der Freude sind, um ihre Frauen dann nur noch fester verschlossen und eingekerkert zu halten und desto unglücklicher und trostloser zu machen. Wie traurig und welcher Gipfel des Unglücks dies aber für die Ärmsten sei, das können nur die wissen, die es selbst erfahren haben. Darum, zum Schluß, sollte man gewiß das, was eine Frau ihrem mit Unrecht eifersüchtigen Gemahl zum Possen tut, nicht verdammen, sondern ihr vielmehr Beifall zollen.

So lebte denn also in Rimini einst ein Kaufmann, an Besitzungen und an Geld sehr reich, der auf seine gar schöne Gattin über die Maßen eifersüchtig war. Hierzu hatte er jedoch keinen anderen Grund, als den, daß er sie sehr liebte, sie sehr schön fand; auch wußte, daß sie sich alle ihr mögliche Mühe gab, ihm zu gefallen. Eben darum meinte er aber auch, daß jeder andere sie lieben müsse wie er, daß sie auch jedem anderen so schön erscheinen müsse wie ihm und endlich, daß sie sich auch jedem anderen zu gefallen ebenso bemühe wie ihm: die Schlußfolge eines schlechten Gemüts und ein Beweis von geringem Verstande. Eifersüchtig, wie er nun war, hütete und hielt er sie so enge, daß es vielleicht viele gibt, die zur Todesstrafe verdammt sind und doch von den Gefangenwärtern minder gehütet werden, als sie es war. Abgesehen davon, daß die Arme weder jemals zu einer Hochzeit noch zu einem Fest oder in die Kirche gehen durfte, konnte sie in der Tat unter keinerlei Vorwand den Fuß aus dem Hause

setzen, ja, sie wagte es nicht einmal, sich an einem Fenster zu zeigen oder um irgendeines Anlasses willen aus dem Hause zu blicken. Ihr Leben war daher äußerst traurig, und um so ungeduldiger trug sie diese Pein, je unschuldiger sie sich fühlte.

Als sie sich daher solches Unrecht schuldlos von ihrem Manne erweisen sah, fiel sie endlich darauf, zu ihrem eigenen Troste Mittel zu finden (wenn ein solches irgend zu finden wäre), daß ihr solche Härte wenigstens mit Recht erwiesen würde. An das Fenster durfte sie nicht, und so konnte sie freilich niemandem, der über ihre Straße gegangen wäre, zu erkennen geben, daß sie mit seiner Huldigung zufrieden sei; allein sie wußte, daß in dem Hause, das an das ihre stieß, ein schöner und anmutiger junger Mann wohnte, und dachte nun, wenn in der Mauer, die das Haus von dem ihrigen trennte, eine Öffnung wäre, würde sie so lang dadurch hinschauen können, bis sie den jungen Mann in einer Weise sähe, um ihn sprechen und ihm ihre Liebe schenken zu können, falls er anders sie annehmen wollte, und auf diese Art Mittel finden, mit ihm zusammenzutreffen und so ihr trauriges Leben zu ertragen, bis ihrem Manne der Satan aus dem Leibe führe und er zur Einsicht gelangte.

So nun, bald hier, bald dort, wenn der Mann nicht zu Hause war, an der Mauer umherspähend, erblickte sie zufällig an einer ziemlich versteckten Stelle die Wand von einer kleinen Spalte durchbrochen. Sie schaute hindurch, und obwohl sie wenig von der anderen Seite sehen konnte, erkannte sie doch, daß es ein Zimmer war, wohin die Spalte ging, und sprach zu sich selbst: „Wenn dies Filippos Zimmer wäre“ (nämlich des benachbarten jungen Mannes), „so hätte ich halb gewonnen.“

Und vorsichtig ließ sie nun von einer Magd, welche mit ihr hielt, danach spähen und erfuhr so, daß der junge Mann wirklich in dieser Kammer ganz allein schlief. Daher besuchte sie die Spalte dann öfter und warf, wenn sie den Jüngling dort hörte, Steine oder Holzstückchen so lange dort hindurch, bis der Jüngling, um zu sehen, was dies wäre, einst herbeikam. Ganz leise rief sie ihn nun beim Namen, und er, der ihre Stimme erkannte, antwortete ihr. Nun hatte sie Gelegenheit, und in der Kürze eröffnete sie ihm ihr ganzes Gemüt. Der Jüngling, hierüber äußerst erfreut, sorgte dafür, daß von seiner Seite das Loch größer gemacht wurde, immer jedoch so, daß niemand es bemerken konnte; und hier sprachen sie sich denn nun häufig und reichten sich die Hände; allein weiter konnten sie bei der strengen Wache des Eifersüchtigen nicht gelangen.

Als das Weihnachtsfest jetzt herannahte, sagte die Frau zu ihrem Manne, wenn es ihm gefalle, wolle sie am Morgen des Festtages in die Kirche gehen, beichten und kommunizieren, wie alle übrigen Christen es täten.

„Und was für Sünden hast du denn begangen," entgegnete ihr der Eifersüchtige hierauf, „daß du beichten willst?"

„Wie?" erwiderte die Frau, „glaubst du, ich sei eine Heilige, weil du mich so eingekerkert hältst? Du weißt, ich habe meine Sünden so gut wie jeder andere, der auf Erden lebt; aber dir will ich sie nicht sagen, denn du bist kein Priester."

Aus diesen Worten schöpfte der Eifersüchtige Argwohn und dachte nun darüber nach, wie er erforschen könnte, was für Sünden sie begangen hätte, bis er auf ein Mittel verfiel, wie ihm dies gelingen möchte, und

er erwiderte, daß er damit zufrieden sei; allein er wolle nicht, daß sie zu einer anderen Kirche gehe, als zu ihrer Kapelle, und zwar den Morgen ganz früh, um bei ihrem Kaplan oder einem anderen Priester, den der Kaplan ihr zuwiese, zu beichten, bei keinem dritten aber, und daß sie dann sogleich nach Hause zurückkehre. Die Frau glaubte ihn zur Hälfte verstanden zu haben und versprach, ohne etwas anderes zu entgegnen, daß sie es so halten wolle.

Als der Morgen des hohen Festes erschien, stand die Frau mit der Morgenröte auf, kleidete sich an und verfügte sich zu der ihr vom Manne bezeichneten Kirche. Andererseits stand auch der Eifersüchtige auf und begab sich zu derselben Kirche, wo er vor ihr eintraf, und da er mit dem dortigen Priester schon verabredet hatte, was er tun wolle, warf er sich schnell eines der Gewänder des Priesters um, welches eine große Kapuze mit Backen hatte, wie wir die Priester sie tragen sehen, zog sich dieses möglichst vorne über und setzte sich dann in dem Chor nieder.

Als die Frau die Kirche betrat, ließ sie nach dem Priester fragen. Dieser kam, und als er von der Frau hörte, sie wolle beichten, sagte er ihr, er könne ihr jetzt nicht die Beichte abnehmen, aber er würde ihr einen seiner Genossen schicken; dann ging er fort und schickte ihr den eifersüchtigen Mann zu seinem Unstern. Dieser erschien gravitätisch, und obwohl es noch nicht heller Tag war und er sich die Kapuze ganz über die Augen gezogen hatte, so konnte er sich doch nicht so verbergen, daß er von der Frau nicht augenblicklich erkannt worden wäre. Als diese ihn so sah, sprach sie bei sich selbst: „Gott sei Dank, der ist nun aus einem Eifersüchtigen zum Priester geworden!

Doch laß nur, ich will ihm schon geben, was er sucht."

Sie tat daher, als kenne sie ihn nicht, und setzte sich sogleich ihm zu Füßen nieder. Mein Herr Eifersüchtiger hatte sich einige kleine Steine in den Mund gesteckt, damit ihn diese etwas am Sprechen hinderten, so daß er daran von seiner Frau nicht erkannt würde, während er in allen übrigen Stücken sich so völlig entstellt glaubte, daß er auf keine Weise es für möglich hielt, von ihr erkannt zu werden. Als sie nun zum Beichten kam, sagte die Frau, welche ihm schon vorher berichtet hatte, daß sie verheiratet sei, unter anderen Dingen, die sie ihm bekannte, auch, daß sie in einen Geistlichen verliebt sei, welcher sie jede Nacht besuche und bei ihr schliefe.

Als der Eifersüchtige dies hörte, dünkte es ihm, als würde sein Herz von einem Messerstiche durchbohrt, und hätte ihn nicht der Wunsch gefesselt, mehr zu hören, so hätte er Beichte Beichte sein lassen und wäre davongerannt. Allein so hielt er sich und fragte die Frau: „Wie? Schläft denn Euer Mann nicht bei Euch?"

„Jawohl, Herr," erwiderte die Frau.

„Nun," sagte der Eifersüchtige, „wie kann denn auch der Priester bei Euch liegen?"

„Herr," entgegnete die Frau, „mit welcher Zauberei er es treibt, weiß ich nicht; aber im ganzen Hause ist keine so fest verschlossene Tür, die sich nicht öffnete, sobald er sie berührte, und wenn er dann zu meiner Kammertür kommt, so spricht er, wie er mir sagt, ehe er sie öffnet, gewisse Worte, auf welche mein Mann sogleich in tiefen Schlaf verfällt, und wenn er ihn dann schlafen hört, öffnet er die Tür, tritt hinein und verweilt bei mir — und das trügt nie."

„Nun," erwiderte der Eifersüchtige, „Madonna, das ist sehr übel getan, und Ihr müßt durchaus davon lassen."

„Herr," erwiderte ihm die Frau, „das glaube ich nimmer zu können, denn nur zu sehr liebe ich ihn."

„Dann," sprach der Eifersüchtige, „kann ich Euch auch nicht absolvieren."

„Das betrübt mich sehr," entgegnete die Frau. „Ich kam nicht hierher, Euch Unwahrheiten vorzusagen, und wenn ich glaubte, ich sei imstande zu tun, was Ihr verlangt, so würde ich es Euch sagen."

„In Wahrheit, Madonna," sagte der Eifersüchtige hierauf, „Ihr tut mir leid, denn ich sehe Euch bei dieser Geschichte Eure Seele ins Verderben stürzen; doch will ich zu Eurem Dienste keine Mühe scheuen und meine besonderen Gebete in Eurem Namen zum Himmel schicken; vielleicht, daß sie Euch helfen. Und zugleich will ich von Zeit zu Zeit einen meiner Chorknaben zu Euch senden, dem Ihr sagen möget, ob sie Euch geholfen haben oder nicht, und wenn sie Euch dann Beistand geleistet haben, so wollen wir weiter zusehen."

Hierauf antwortete die Frau: „Herr, tut das beileibe nicht, daß Ihr mir jemand ins Haus schickt; denn, wenn das mein Mann erführe, der ist so eifersüchtig, daß er um der ganzen Welt willen den Gedanken nicht aufgeben würde, daß jener um unlauterer Gründe willen käme, und im ganzen Jahre würde ich keine leidliche Stunde mehr bei ihm haben."

„Madonna, fürchtet das nicht," entgegnete der Eifersüchtige hierauf; „denn ich will schon Mittel und Wege finden, daß Ihr darüber nie ein Wort von ihm hören sollt."

„Nun," sprach die Frau, „wenn Ihr das zu machen auf Euch nehmt, so bin ich zufrieden."

Als sie nun die Beichte geschlossen, die Buße übernommen hatte und wieder aufgestanden war, ging sie fort, die Messe zu hören. Der Eifersüchtige aber, schnaubend über sein Mißgeschick, eilte, die Priesterkleider abzulegen, und kehrte dann nach Hause zurück, um Mittel zu finden, den Geistlichen und die Frau beisammen zu treffen und dem einen wie der anderen böses Spiel zu machen.

Als die Frau von der Kirche heimkehrte, sah sie wohl an den Mienen des Mannes, daß sie ihm ein schlimmes Festgeschenk gemacht hatte; er aber gab sich Mühe, so gut er konnte, ihr zu verbergen, was er getan hatte und was er zu wissen sich einbildete. Bei sich selbst aber hatte er inzwischen schon beschlossen, die folgende Nacht an der Straßentür seinen Posten einzunehmen und zu warten, bis der Priester käme, und deshalb sagte er denn zu seiner Frau: „Ich muß diesen Abend zum Essen und zum Schlafen auswärts sein; du wirst daher die Straßentür sowie die auf der Mitte der Treppe und die Stubentür wohl verschließen und, wenn es dir Zeit dünkt, zu Bette gehen."

„In Gottes Namen," antwortete die Frau; und sobald sie nun Zeit hatte, ging sie an die Spalte und gab das gewohnte Zeichen, worauf Filippo, als er dies wahrnahm, sogleich herbeikam. Ihm erzählte sie nun, was sie diesen Morgen gemacht und was der Mann ihr nach dem Essen gesagt hätte, und fügte dann hinzu: „Ich bin gewiß, daß er nicht aus dem Hause gehen, sondern unten die Tür hüten wird, und darum suche du diese Nacht über das Dach herüber zu kommen, so daß wir uns zusammenfinden."

Der Jüngling, mit diesem Beginnen sehr zufrieden, sprach: „Laßt mich nur machen, Madonna."

Als nun die Nacht kam, schlich der eifersüchtige Mann sich heimlich mit seinen Waffen in ein Zimmer des Erdgeschosses, und nachdem die Frau alle Türen und besonders die auf der Mitte der Treppe wohl hatte verschließen lassen, so daß ihr Mann durchaus nicht zu ihr kommen konnte, kam der Jüngling seinerseits vorsichtig und verstohlen zu ihr hinüber, und sie begaben sich miteinander zu Bett, aneinander sich freuend, bis der Tag gekommen war und der junge Mann in sein Haus zurückkehrte.

Unser Eifersüchtiger, trostlos, ohne Abendessen und halb tot vor Frost, wartete die ganze Nacht neben der Tür, harrend, ob der Priester nicht kommen würde, und erst, als der Tag nahe war und er nicht länger wachen konnte, legte er sich in seinem Erdgeschoß zum Schlafen nieder. Von hier erhob er sich erst um die neunte Morgenstunde und als die Haustür schon geöffnet war, tat dann, als käme er wo anders her, schlüpfte in sein Haus und frühstückte.

Nicht lange darauf ließ er einen kleinen Knaben kommen, gleichsam als wäre dies der Chorknabe des Priesters, der seine Frau zur Beichte gehört, und schickte ihn zu ihr, sie zu fragen, ob der, den sie wüßte, wiedergekommen sei. Die Frau, die den Boten wohl kannte, antwortete ihm, diese Nacht wäre er nicht gekommen, und wenn er so fortführe, könnte er ihr vielleicht aus dem Sinn kommen, obschon sie gar nicht wünschte, daß dies geschähe.

Was soll ich euch nun noch weiter erzählen? Der eifersüchtige Tor brachte viele Nächte damit hin, den Priester am Eingang ertappen zu wollen, und die Frau unterdessen damit, daß sie sich mit ihrem Liebhaber fort und fort gute Zeit machte. Endlich konnte jedoch

der Eifersüchtige dies nicht länger ertragen, und mit erzürnter Miene fragte er einst die Frau, was sie dem Priester am Morgen ihrer Beichte bekannt habe.

Die Frau antwortete ihm, sie wolle ihm das nicht sagen, denn das sei weder recht noch geziemend.

„Abscheuliche Frau," erwiderte der Eifersüchtige hierauf, „dir zum Trotz habe ich erfahren, was du ihm bekannt hast, und ich muß nun durchaus wissen, wer der Priester ist, in den du so verliebt bist und der mittels seiner Zauberkünste jede Nacht bei dir schläft — oder fürwahr, ich will dir den Hals abschneiden."

Hierauf entgegnete die Frau, es sei gar nicht wahr, daß sie in einen Priester verliebt sei.

„Wie?" sagte der Eifersüchtige, „sagtest du nicht so und so zu dem Priester, der dir die Beichte abnahm?"

Da antwortete die Frau: „Er braucht es dir nicht wiedergesagt zu haben; es wäre mir ganz recht, wenn du selbst zugegen gewesen wärst; ja, allerdings habe ich ihm das gesagt."

„Nun also," sagte der Eifersüchtige, „sag' mir, wer dieser Priester ist, und zwar auf der Stelle."

Jetzt fing die Frau an zu lachen und sagte: „Mich kann es freuen, wenn ein kluger Mann von einer einfachen Frau am Narrenseil geführt wird, wie man einen Hammel bei den Hörnern zur Schlachtbank führt; obschon du nicht ein so kluger Mann bist und es auch von der Stunde an nicht warst, wo du dir diesen bösen Geist der Eifersucht in die Brust dringen ließest, ohne zu wissen warum, und je törichter und je tölpischer du bist, desto mehr vermindert sich mein Verdienst. Glaubst du, mein lieber Mann, daß ich mit den leiblichen Augen blind bin, wie du es mit den geistigen

bist? Fürwahr nicht! Ich sah und erkannte, wer der Priester war, der mir die Beichte abnahm, und ich weiß, daß du dieser warst. Aber ich nahm mir vor, dir zu geben, was du suchtest, und ich habe dir's treulich gegeben. Doch wärest du so weise gewesen, wie du dich dünktest, so hättest du auf diese Weise nicht die Geheimnisse deiner guten Frau zu erforschen gesucht, und ohne falschen Verdacht zu hegen, hättest du bemerken können, daß das, was sie dir beichtete, die Wahrheit war, ohne daß sie darum noch in irgend etwas gefehlt hätte.

Ich sagte dir, ich liebte einen Priester, und hattest du, den ich so unverdient liebe, dich nicht zum Priester gemacht? Ich sagte dir, daß keine Tür in unserem Hause vor ihm verschlossen zu halten wäre, wenn er bei mir schlafen wollte, und welche Tür wurde dir je in deinem Hause versperrt, wenn du dahin kommen wolltest, wo ich war? Ich sagte dir, daß der Priester jede Nacht bei mir schliefe, und wann hättest du das nicht getan? Und so oft du deinen Chorknaben zu mir schicktest, weißt du nicht, daß ich jedesmal, wenn du nicht bei mir warst, dir antworten ließ, der Priester sei nicht bei mir gewesen? Welcher noch so Gedankenlose außer dir, der sich von Eifersucht verblenden ließ, hätte alles das nicht verstanden? Und du hast dich im Hause versteckt, um die Tür zu hüten, und mich wähntest du glauben zu machen, du seiest wo anders hin zum Essen und Schlafen ausgegangen! Sieh nun deine Verirrungen an und werde wieder der Mann, der du zu sein pflegtest, und laß dich nicht von denen auslachen, die deine Weise kennen, wie ich, und vor allem unterlaß diese strenge Hut, die du ausübtest; denn ich schwöre dir beim Himmel, wenn mir der Wunsch an-

käme, dir Hörner aufzusetzen, und hättest du hundert Augen, wie du deren nur zwei hast, so würde ich mich getrauen, meinen Wunsch zu erlangen, und zwar so, daß du es durchaus nicht gewahr würdest."

Der eifersüchtige Pinsel, der bis dahin glaubte, das Geheimnis seiner Frau auf eine gar schlaue Weise erkundet zu haben, hörte dies nicht sobald, als er sich betrogen erkannte. Ohne etwas zu entgegnen, hielt er von nun an seine Frau für gut und verständig, und gerade jetzt, wo ihm Eifersucht not tat, legte er sie ebenso ab, wie er sie angetan hatte, da sie ihm unnötig war. Daher konnte denn die kluge Frau sich jetzt ihren Wünschen fast gänzlich überlassen, ohne ihren Liebhaber weiter über das Dach kommen zu lassen, wie die Katzen tun, ihn mit Vorsicht durch die Tür einführen und sich noch oft mit ihm eine frohe Stunde und ein heiteres Leben bereiten.



SECHSTE GESCHICHTE

Madonna Isabella verweilt mit Lionetto und wird von Herrn Lambertuccio, der sie liebt, besucht; auch ihr Mann kehrt zurück, und sie schickt den Lambertuccio nun mit einem Messer in der Hand aus dem Hause, worauf der Mann den Lionetto freundlich nach Hause begleitet.

Fiammettas Erzählung hatte allen wunderbar gefallen, und jeder behauptete, die Frau habe recht getan und wie es einem so törichten Manne geziemte; als sie jedoch geendet hatte, befahl der König Pampinea fortzufahren. Diese begann:

Es gibt viele, welche einfältig genug behaupten, daß die Liebe den Menschen seiner vollen Überzeugung beraube und den Liebenden kopflos und unbedacht mache. Dies scheint mir eine törichte Meinung, und die schon vorgetragenen Geschichten zeigen dies hinreichend; dennoch will auch ich euch dies zu beweisen versuchen.

In unserer Stadt, die an allen Gütern reich ist, lebte eine anmutige, junge und schöne Frau, die Gattin eines tapferen und achtbaren Ritters. Und wie es denn häufig geschieht, daß der Mensch nicht immer mit einer Speise zufrieden ist und unterweilen zu wechseln begehrt, so verliebte sich die Frau, der ihr Mann nicht ganz genügte, in einen jungen Menschen, welcher Lionetto hieß, anmutig und gesittet war, obgleich keineswegs von hoher Geburt, und er sich gleichermaßen in sie. Und wie ihr wißt, daß selten unausgeführt bleibt, was beide Teile wollen, so währte es denn auch nicht lange, daß sie ihrem Liebeswunsche Erfüllung zu geben eilten.

Zugleich aber geschah es auch, daß in diese schöne und reizende Frau ein Ritter, namens Lambertuccio, sich heftig verliebte, ein Mann, der ihr jedoch so unangenehm und widerwärtig war, daß nichts in der Welt



H. Gravelot inv. T. IV. N. 8. Tardieu Sculp

sie vermögen konnte, ihm ihre Neigung zu schenken. Umsonst verfolgte er sie mit Gesandtschaften, und da diese ihm nichts halfen, er aber ein mächtiger Mann war, so fing er an, ihr zu drohen, er wolle sie öffentlich beschimpfen, wenn sie seinen Wünschen nicht genügte. Dies fürchtete die Frau über alles, und da sie ihn kannte, wie er war, so ergab sie sich endlich darein, ihm in seinem Verlangen zu willfahren.

Diese Dame nun, die Madonna Isabella hieß, war, wie es unsere Gewohnheit im Sommer ist, zu einer gar schönen Besitzung auf dem Lande hinausgezogen, und als ihr Mann irgendwohin ausgeritten war und mehrere Tage wegbleiben sollte, schickte sie eines Morgens nach Lionetto, damit er unterdessen zu ihr komme. Dieser begab sich unverweilt und fröhlich dahin.

Herr Lambertuccio, der indessen vernommen hatte, daß der Gemahl seiner Geliebten fort sei, stieg ganz allein zu Pferde, eilte zu ihr und klopfte an die Tür. Die Magd der Frau hatte ihn gesehen, eilte nun sogleich zu ihr, die mit Lionetto im Schlafzimmer war, rief sie und sprach: „Madonna, unten ist Herr Lambertuccio ganz allein!“

Als die Frau dies hörte, dünkte sie sich das unglücklichste Weib auf Erden; allein so sehr fürchtete sie ihn, daß sie Lionetto bat, er möge es nicht übel nehmen und sich nur einen Augenblick hinter der Gardine des Bettes verbergen, bis Herr Lambertuccio wieder fort sei. Lionetto, der nicht geringere Furcht vor ihm hatte als die Frau, versteckte sich eilig, und nun befahl sie der Magd, zu gehen und dem Lambertuccio zu öffnen.

Als diese ihm aufgemacht hatte und er im Hofe von seinem Pferde abgestiegen war und es an einer Krampe festgebunden hatte, kam er schnell hinauf. Die Frau

machte ihm ein freundliches Gesicht, kam ihm bis an den Anfang der Treppe entgegen, empfing ihn, so gut sie konnte, mit freundlichen Worten und fragte ihn, was er mache.

Der Ritter umarmte und küßte sie und sagte: „Mein süßes Leben, ich hörte, daß Euer Mann nicht hier ist, und bin gekommen, etwas bei Euch zu verweilen.“

Nach diesen Worten traten sie in die Kammer, verschlossen sich darin, und Lambertuccio fing an, sich mit ihr zu vergnügen.

Als sie so noch verweilten, ereignete es sich, daß, ganz wider alles Vermuten der Frau, ihr Mann plötzlich zurückkehrte. Als die Magd diesen nahe bei dem Schlosse sah, lief sie schnell zu der Kammer ihrer Gebieterin und rief: „Madonna, der Herr ist zurück; ich glaube, er ist schon unten im Hofe!“

Als die Frau dies vernahm und nun bedachte, daß sie zwei Männer im Hause habe, von denen der Ritter wegen seines Pferdes, das im Hofe stand, auf keine Weise zu verbergen sei, hielt sie sich für verloren. Nichtsdestoweniger sprang sie augenblicklich aus dem Bette auf die Erde, faßte ihren Entschluß und sprach zu Herrn Lambertuccio: „Herr, wenn Ihr mich nur irgend lieb habt und vom Tode erretten wollt, so tut, was ich Euch sagen werde. Nehmt Euer entblößtes Jagdmesser in die Hand, eilt mit zornigem und wütendem Gesicht die Treppe hinunter und ruft: ‚Bei Gott gelobe ich, ich will ihn anderswo fassen!‘ Und wenn mein Mann Euch aufhalten wollte oder irgend etwas fragen, so erwidert ihm durchaus nichts anderes, als was ich Euch gesagt habe; dann schwingt Euch rasch auf Euer Pferd und verweilt auf keine Weise mit ihm.“

Herr Lambertuccio sagte dies gern zu; schnell zog

er sein Messer, und ganz entflammt im Gesicht, teils von der bestandenen Anstrengung, teils vor Zorn über die Heimkehr des Ritters, spielte er seine Rolle ganz so, wie die Frau ihm befohlen hatte.

Ihr Mann, im Hofe abgestiegen, wunderte sich über das Pferd, und indem er nun die Treppe hinaufgehen wollte, sah er Lambertuccio wütend herabeilen; erstaunt über seine Worte und sein zorniges Gesicht, rief er ihm zu: „Was bedeutet das, Herr?“

Doch Lambertuccio setzte den Fuß in den Steigbügel, schwang sich hinauf und erwiderte nichts anderes als: „Beim Kreuze Gottes, ich will ihn anderswo treffen,“ und damit jagte er davon.

Unterdessen stieg der Herr Gemahl die Treppe hinauf und fand seine Frau an deren oberem Ende ganz erschrocken und vor Furcht zitternd. „Was ist das?“ sprach er zu ihr. „Wen sucht Herr Lambertuccio so wütend und so drohend?“

Die Frau zog sich sachte gegen die Kammer zurück, damit Lionetto sie hören könnte, und erwiderte dann: „Herr, in meinem Leben habe ich keine solche Furcht ausgestanden. Seht nur: ein junger Mensch, den ich nicht kenne, flüchtet sich hier herein, und Herr Lambertuccio verfolgt ihn mit dem Messer in der Hand; der Flüchtling aber findet zufällig diese Kammer offen und redet mich zitternd an: ‚Madonna, um Gottes willen rettet mich, daß ich nicht in Euren Armen umgebracht werde!‘ Ich richte mich auf, und wie ich ihn noch fragen will, wer er wäre und was er vorhätte, siehe, da stürzt Herr Lambertuccio herein und ruft: ‚Wo bist du, Verräter?‘ Ich trete ihm an der Kammertür entgegen und halte ihn auf, während er einzutreten strebt; endlich ist er so artig, da er sieht, daß es mir

nicht gefällt, ihn hier hineinzulassen, daß er nach vielem Toben davoneilt, wie Ihr unten gesehen habt."

Hierauf sagte der Mann: „Du hast recht getan, Frau; die Schmach wäre auch zu groß gewesen, wenn irgend jemand hier im Hause ermordet worden wäre, und Herr Lambertuccio hat mich sehr beleidigt, daß er jemand, der hier herein flüchtete, auf diese Art verfolgt." Dann fragte er, wo der junge Mensch wäre.

„Herr," erwiderte die Frau, „ich weiß nicht, wo er sich verborgen hat."

Nun rief der Ritter: „Wo bist du, komm nur getrost hervor!"

Lionetto, der alles dies mit angehört hatte, trat ganz zagend, wie er denn wirklich Furcht genug gehabt hatte, aus dem Orte hervor, wo er sich versteckt gehalten.

Jetzt sprach der Ritter zu ihm: „Was hast du mit Herrn Lambertuccio vor?"

„Herr," entgegnete der Jüngling, „nichts in der Welt, das ich wüßte, und darum glaube ich fest, daß er entweder nicht recht bei sich ist, oder daß er mich mit irgend jemand verwechselt haben muß. Denn als er mich nicht fern von Eurem Schloß auf der Landstraße erblickte, legte er sogleich die Hand ans Schwert und rief: ‚Verräter, du bist verloren!' Ich hatte nicht Zeit zu fragen, warum, sondern fing an zu fliehen, so schnell ich konnte, und gelangte hierher, wo ich, Gott und dieser edlen Dame sei es gedankt, Rettung fand."

„Nun denn," sprach der Ritter hierauf, „so leg deine Furcht ab, ich werde dich gesund und sicher in dein Haus bringen, und du magst dann zu erforschen suchen, was er mit dir vor hat."

Als sie darauf zusammen gegessen hatten, ließ er ihn ein Pferd besteigen, führte ihn nach Florenz und

setzte ihn vor seinem Hause ab. Der Jüngling aber sprach noch denselben Abend nach der Anweisung, welche er von der Frau erhalten hatte, heimlich mit Herrn Lambertuccio und einigte sich so mit ihm, daß, soviel auch nachher hiervon gesprochen wurde, der Ritter niemals hinter den Streich kam, welchen die Frau ihm gespielt hatte.



SIEBENTE GESCHICHTE

Lodovico offenbart der Madonna Beatrice die Liebe, die er für sie hegt. Sie schickt den Egano, ihren Mann, in ihren Kleidern in den Garten, während Lodovico sie beschläft. Dann steht dieser auf und prügelt im Garten den Egano.

Jeder in der Gesellschaft fand den Ausweg, den nach Pampineas Erzählung Madonna Isabella ersonnen, bewunderungswürdig. Filomela aber, der der König fortzufahren geboten hatte, sprach:

Irre ich mich nicht, so werde ich euch eine List erzählen, die nicht weniger geschickt ersonnen war. Hört nur selbst:

Ihr müßt wissen, daß einst in Paris ein florentiner Edelmann lebte, der aus Armut Kaufmann geworden und in seinen Unternehmungen so glücklich gewesen war, daß er bald großen Reichtum gesammelt hatte. Von seiner Frau besaß er einen einzigen Sohn, der Lodovico hieß. Damit dieser nun nach dem Adel und nicht nach dem Kaufmannsstande des Vaters sich bilde, hatte er ihn in keinen Laden tun wollen, sondern zu anderen Edelleuten in den Dienst des Königs von Frankreich gegeben, wo der junge Mann denn auch feine Sitten und andere gute Dinge in Menge lernte.

Als nun Lodovico und seine Gefährten eines Tages über französische, englische und andere Schönheiten aus allen Weltgegenden sprachen, kamen einige Kavaliere dazu, die eben von dem heiligen Grabe heimgekehrt waren, und einer von ihnen sagte, nachdem er dem Gespräche eine Zeitlang zugehört hatte: soweit er auch in der Welt herumgekommen sei und soviel Frauen er auch gesehen, so habe er doch keine erblickt, deren Schönheit der der Gattin des Egano de' Galluzzi in Bo-



H. Gravelot inv. T. IV. N. 9. *Bacquoy Sculp*

logna, Madonna Beatrice mit Namen, irgend geglichen hätte. Alle seine Gefährten, die mit ihm in Bologna gewesen waren, stimmten ihm völlig bei.

Als Lodovico, der noch niemals ein Weib geliebt hatte, dies alles vernahm, entbrannte er von solchem Verlangen, sie zu sehen, daß er unfähig war, an anderes zu denken. Völlig entschlossen, um ihretwillen nach Bologna zu gehen und, wenn sie ihm gefalle, dort zu verweilen, gab er gegen den Vater vor, er wolle das heilige Grab besuchen, und erlangte mit vieler Mühe die Erlaubnis dazu. So kam er denn unter dem angenommenen Namen Anichino nach Bologna und war glücklich genug, schon am folgenden Tage bei einem Feste jene Dame zu sehen, die ihm in der Wirklichkeit unendlich schöner erschien, als er sich eingebildet hatte. Auf das glühendste in sie verliebt, beschloß er, Bologna nicht zu verlassen, bevor er nicht ihre Liebe erworben hätte.

Indem er nun bei sich überlegte, welchen Weg er zu seinem Ziele einschlagen sollte, verwarf er alle übrigen und meinte, was er begehrte, möchte sich wohl am besten schicken, wenn er Diener ihres Mannes, welcher deren viele hielt, werden könnte. In dieser Absicht verkaufte er seine Pferde, brachte seine Leute schicklich unter und befahl ihnen, sich zu stellen, als kennten sie ihn nicht. Dann besprach er sich mit seinem Wirte und sagte ihm, daß er gern bei einem anständigen Herrn, wenn er ihn zu finden wüßte, als Diener unterkäme.

Darauf erwiderte der Wirt: „Du solltest einem Edelmanne hier in Bologna, namens Egano, zum Diener eben willkommen sein; denn er hält ihrer viele, und jeder muß gut aussehen, wie du es tust. Ich werde ihm von dir sprechen.“

Wie gesagt, so getan; noch ehe der Wirt Egano verließ, hatte er den Anichino bei ihm angebracht, worüber denn dieser sich unsäglich freute.

Als er nun im Hause weilte und seine Geliebte sehen konnte, so oft er immer wollte, da wußte er alles dem Egano so zu Sinne zu machen, daß dieser ihm überaus gut wurde, nichts ohne ihn tun mochte und sich und alle seine Angelegenheiten nur von ihm leiten ließ.

Als nun eines Tages Egano auf die Jagd gegangen und Anichino zurückgeblieben war, da begab es sich, daß Madonna Beatrice, die seine Liebe noch nicht wahrgenommen, obgleich sie ihn und seine guten Sitten oft im stillen gelobt und an ihm Gefallen gefunden hatte, mit ihm zum Schachspiele sich niedersetzte. Anichino ließ, um sie zu erfreuen, auf sehr geschickte Weise sich besiegen, und die schöne Frau war ganz glücklich darüber.

Da die Dienerinnen Beatrices, als sie beide spielen sahen, sich entfernt und sie allein gelassen hatten, stieß Anichino einen lauten Seufzer aus.

Die Schöne sah ihn an und sagte: „Was fehlt dir, Anichino, ist dir's so leid, daß ich gewinne?"

„Madonna," antwortete Anichino, „viel Ernsteres als dies war es, um das ich seufzte."

„Nun," erwiderte sie, „so sage mir's, wenn du mich lieb hast."

Als Anichino von der, welche er über alles andere liebte, von Liebe hörte, da seufzte er wohl noch lauter als zuvor. Die Dame bat ihm aufs neue, ihr zu sagen, was der Grund seiner Seufzer sei.

Anichino antwortete aber: „Madonna, ich fürchte sehr, wenn ich es sagte, möchte es Euch mißfallen,

und außerdem befürchte ich, daß Ihr es sonst wem wiedererzählen würdet."

Die Dame erwiderte: „Gewiß nehme ich es dir nicht übel auf, und sei ruhig: was du mir auch sagst, davon erfährt durch mich niemand mehr, als du wünschst."

„Wohlan denn," sagte Anichino, „weil Ihr mir das versprecht, so will ich es Euch gestehen." Und nun erzählte er ihr, fast mit Tränen in den Augen, wer er sei, was er von ihr gehört, wo und wie er sich in sie verliebt habe und warum er ihres Mannes Diener geworden sei. Dann aber bat er sie demütig, wenn sie es irgend über sich gewinnen könne, möge es ihr gefallen, Mitleid für ihn zu haben und sein geheimes und glühendes Verlangen zu erfüllen. Sollte sie das aber nicht wollen, so möge sie ihm dennoch gestatten, so wie bisher zu bleiben, und erlauben, daß er sie liebe.

O wunderbare Huld des bolognesischen Blutes, wie warst du immerdar in solchen Drangsalen zu preisen! Nie begehrtest du nach Seufzern und Tränen! Zu allen Zeiten warst du für Bitten empfänglich und ergabst dich willig den Wünschen der Liebe. Genügte mein Lob, um dich würdig zu preisen, nie würde meine Zunge von ihm aufhören.

Während Anichino redete, blickte die schöne Frau ihn an, und im vollen Vertrauen auf die Wahrheit seiner Worte empfing sie von seinen Bitten im Herzen die Liebe zu ihm mit so plötzlicher Macht, daß nun sie zu seufzen begann und nach einigem Seufzen sagte: „Mein süßer Anichino, sei guten Mutes. Niemals vermochten Geschenke oder Versprechungen oder Liebeswerbungen von Rittern und Herren und von wem sonst immer, denn viele trugen und tragen ihre Liebe mir an, soviel über mich, daß ich je einen von ihnen ge-

liebt hätte; aber während der kurzen Dauer deiner Worte bin ich vielmehr dein als mein Eigen geworden. Ich erkenne, daß du meine Liebe zur Genüge verdient hast, und so schenke ich sie dir und verspreche, ihre Früchte dir zu gewähren, noch ehe die nächste Nacht ganz vergangen ist. Und damit dies wirklich geschehe, so richte dich so ein, daß du um Mitternacht in meine Kammer kommst. Die Tür werde ich offen lassen; auf welcher Seite im Bett ich liege, weißt du; dahin komm, und sollte ich schlafen, so rühre mich nur an, bis ich erwache, und dann will ich dich trösten über die lange Zeit, die du geschmachtet hast. Damit du mir aber auch glaubst, nimm diesen Kuß als Aufgeld." Dabei schlang sie den Arm um seinen Hals und küßte ihn voller Liebe und er sie.

Nach diesen Reden verließ Anichino die Dame, und während er einige Geschäfte besorgte, erwartete er mit höchster Lust, daß es Nacht werde. Egano kam von der Jagd zurück, und, müde wie er war, ging er nach dem Abendessen zu Bett, wohin seine Frau ihm folgte, die nicht vergaß, ihrem Versprechen gemäß, die Kammertür offenzulassen.

Anichino kam zur bestimmten Stunde, und nachdem er leise eingetreten war und hinter sich den Riegel zugeschoben hatte, ging er nach der Seite des Bettes, wo die Dame lag, und fühlte, als er ihren Busen berührte, daß sie nicht schliefe. Sie aber ergriff, als sie Anichinos Ankunft gewahr wurde, seine Hand mit den ihrigen beiden und, immer ihn festhaltend, wandte sie sich im Bett so lange hin und her, bis Egano von seinem Schlaf erwachte, worauf sie also zu ihm sprach: „Gestern abend wollte ich nicht erst anfangen, denn du schienst mir müde, aber, Egano, sage mir doch einmal ernsthaft,

wen von allen Dienern im Hause hältst du für den besten, den rechtschaffensten und dir am treusten zugetanen?"

Egano erwiderte: „Frau, was soll's, daß du mich so fragst? Weißt du's denn nicht? Ich habe und hatte nie zu einem so viel Vertrauen und Liebe als zu meinem treuen und lieben Anichino. Aber weshalb fragst du danach?"

Wie Anichino den Egano wach sah und von sich reden hörte, hatte er oft, aus Furcht, von der Dame betrogen zu sein, versucht, die Hand zurückzuziehen, um zu entfliehen, allein sie hielt so fest, daß er auf keine Weise sich losmachen konnte. Inzwischen antwortete sie ihrem Manne: „Das will ich dir sagen. Ich glaubte, es verhielte sich wirklich, wie du sagst, und er sei dir treuer als irgendein anderer; aber mich hat er besser belehrt; denn heute, während du auf der Jagd warst, blieb er hier, und als die Zeit ihm gelegen schien, scheute er sich nicht, von mir zu begehren, daß ich ihm zu Willen sei. Damit ich dir nun diese Geschichte nicht erst lange zu beweisen brauche und sie dich mit Händen greifen lassen könnte, antwortete ich ihm, ich sei's zufrieden und wollte diese Nacht nach zwölf ihn in unserem Garten unter dem Pinienbaum erwarten. Ich für mein Teil denke eben nicht hinauszugehen; aber wenn du sonst Lust hast, die Treue deines Dieners kennen zu lernen, so kannst du's leicht haben. Du brauchst dir nur einen Oberrock von mir anzuziehen, einen Schleier umzutun und dort unten abzuwarten, ob er kommt; denn ich wette, er tut es."

Als Egano dies hörte, sprach er: „Nun wahrlich, das muß ich sehen," und so stand er auf und zog sich, so gut es im Dunkeln gehen wollte, einen Oberrock von

seiner Frau an, tat einen Schleier über den Kopf, ging hinunter in den Garten und fing an, unter der Pinie auf Anichino zu warten.

Als aber die Dame Egano aufstehen und fortgehen gehört hatte, stieg sie aus dem Bett und riegelte innen die Tür ab. Anichino, der während der ganzen Zeit die schrecklichste Angst ausgestanden und aus allen Kräften sich gemüht hatte, den Händen der Dame zu entgehen, hatte zu Anfang wohl hunderttausendmal sie, seine Liebe und sich selbst verwünscht, daß er so übereilt gewesen sei, ihr zu glauben; als er aber hernach sah, wie sie zuletzt tat, hielt er sich auch für den glücklichsten aller Menschen. Wie nun seine Geliebte wieder ins Bett gestiegen war, zog er nach ihrem Willen gleich ihr sich aus, und beide genossen aneinander eine gute Weile alle Lust und Freude.

Als die Schöne endlich glaubte, Anichino dürfe nicht länger verweilen, hieß sie ihn aufstehen und sich wieder ankleiden und sagte: „Nun geh, mein süßes Herz, in den Garten hinunter und nimm einen tüchtigen Stock mit; tue, als hättest du nur versuchsweise mich angegangen, schimpfe den Egano aus, als hieltest du ihn für mich, und laß auch den Stock wacker auf seinem Rücken tanzen; das soll uns noch unmäßige Freude und Ergötzen bereiten."

Als Egano den Anichino mit einem Weidenstock in der Hand im Garten von ferne erblickte, erhob er sich und ging, ihn freundlich zu empfangen, ihm einige Schritte entgegen.

Anichino aber rief: „O du verworfenes Weib, bist du also wirklich gekommen und hast glauben können, ich wollte also an meinem Herrn freveln? Alles Unheil tausendmal in deinen frechen Hals!" Und damit erhob

er den Stock und fing an, den Egano zu bearbeiten. Als dieser jene Rede hörte, lief er, ohne ein Wort zu sagen, davon, Anichino indessen war hinter ihm her und rief immerfort: „Lauf, du liederliches Weibstück, und alle Teufel über dich! Morgen früh aber erzähle ich wahrhaftig alles deinem Manne!“

Egano lief, was er konnte, nach der Kammer zu, erwischte aber doch, bevor er sie erreichte, noch einige wohlgesalzene Hiebe. Die Schöne fragte ihn, ob Anichino in den Garten gekommen sei.

Egano antwortete: „Wäre er lieber nicht; denn weil er mich für dich hielt, hat er mich mit seinem Stock geschlagen und mich mehr gescholten, als je eine schlechte Dirne ausgeschimpft wurde. Darum wunderte ich mich auch so über ihn, daß er mir zur Unehre derlei Reden gegen dich geführt haben sollte; aber weil er dich immer so aufgeweckt und scherzend sieht, hat er dich einmal prüfen wollen.“

„Nun Gottlob,“ sagte die Dame, „daß er mich nur mit Worten und dich mit der Tat geprüft hat, und ich glaube, er wird mir nachrühmen, daß ich die Worte geduldiger ertrage, als du die Tat. Aber weil er dir denn so treu ist, so wird man ihn nun wohl liebhaben und ihm Ehre antun müssen.“

Egano antwortete: „Wahrlich, du sprichst wahr!“ und auf Grund dieses Ereignisses glaubte er fest, die keuscheste Frau und den treuesten Diener zu haben, die je ein Edelmann besessen.

Anichino und seine Dame, die noch oft über diesen Vorfall lachten, verdankten ihm, solange es dem ersten gefiel, bei Egano in Bologna zu verweilen, größere Freiheit, nach Lust und Gefallen zu tun, als ihnen sonst vermutlich gewährt worden wäre.

ACHTE GESCHICHTE

Ein Mann wird auf seine Frau eifersüchtig, und diese wickelt sich einen Bindfaden um die Zehe, um zu fühlen, wenn ihr Liebhaber kommt; der Mann wird dessen gewahr, und während er den Liebhaber verfolgt, legt die Frau eine andere an ihrer Stelle ins Bett, die der Mann schlägt und der er die Locken abschneidet. Dann eilte er zu ihren Brüdern, die, als sie finden, daß alles unwahr sei, ihn heftig ausschelten.

Von erlesener Bosheit schien allen der Streich der Dame Beatrice gegen ihren Gemahl, und jeder versicherte, daß Anichinos Furcht fürwahr nicht gering gewesen sein müsse, als er, von der Dame festgehalten, sie erzählen hörte, wie er ihr Liebesanträge gemacht habe. Doch als der König Filomela schweigen sah, wandte er sich gegen Neifila und sprach: „Nun fahret Ihr fort!" Nachdem sie ein wenig zuvor gelächelt, begann sie:

Schöne Mädchen, ich habe keine geringe Last auf mir, wenn ich euch mit einer ebenso schönen Geschichte befriedigen will, wie die waren, die euch bis jetzt erzählt wurden; doch mit Gottes Hilfe hoffe ich mich dieser Last wohl zu entledigen.

Ihr müßt aber wissen, daß in unserer Stadt einst ein reicher Kaufmann, namens Arriguccio Berlinghieri, lebte, ein Mann, der törichterweise, wie wir noch heute alle Tage von Kaufleuten tun sehen, durch eine Frau zum Edelmann zu werden hoffte und daher ein adliges Fräulein, das schlecht zu ihm paßte, namens Monna Sismonda, zur Gattin nahm. Da nun ihr Gemahl, wie die Kaufleute pflegen, viel auswärts war und wenig bei ihr verweilte, verliebte sie sich in einen jungen Mann, namens Ruberto, der ihr schon lange den Hof gemacht hatte. Nachdem sie mit ihm vertraut geworden und (weil



H. Gravelot inv. *T. IV N. 10.* *P. F. Tardieu Sculp.*

sie außerordentliches Vergnügen daran fand) sich dabei vielleicht nicht allzu vorsichtig benommen hatte, geschah es, daß Arriguccio, mochte er nun etwas davon gemerkt haben, oder wie es sonst zuging, der eifersüchtigste Mensch von der Welt wurde, sein Umherwandern und alle seine Geschäfte aufgab, fast seine ganze Sorgfalt nur darauf richtete, sie wohl zu hüten, und nimmer eher eingeschlafen wäre, ehe er sie nicht in das Bett hätte kommen hören.

Hierüber nun fühlte die Frau großes Leidwesen, weil sie jetzt auf keine Weise mehr mit ihrem Ruberto zusammen sein konnte. Doch nachdem sie vielerlei Überlegungen angestellt hatte, Mittel zu finden, um mit ihm zusammen zu sein, und auch er sie heftig darum anging, fiel es ihr endlich ein, folgenden Weg dazu einzuschlagen. Da ihre Kammer an der Straße lag und sie oft bemerkt hatte, daß Arriguccio zwar schwer in Schlaf käme, allein dann auch um so fester schliefe, so erdachte sie, den Ruberto um die Mitternacht an die Haustür kommen zu lassen, ihm diese dann leise zu öffnen und etwas mit ihm zu verweilen, während der Mann fest schliefe. Und um nun zu machen, daß sie es bemerkte, wenn er käme, ohne daß irgend jemand sonst es gewahr würde, beschloß sie, durch das Fenster der Kammer einen Bindfaden zu ziehen, der mit dem einen Ende auf die Erde herabhinge, mit dem anderen aber über den Fußboden weg bis zu ihrem Bette reichte, wo er, unter den Linnen versteckt, an ihre große Fußzehe befestigt werden sollte, wenn sie das Bett bestiegen hätte. Dies nun ließ sie dem Ruberto melden und befahl ihm, wenn er käme, an dem Faden zu ziehen, worauf sie, wenn der Mann schliefe, ihn loslassen und ihm zu öffnen eilen würde; schliefe er aber nicht,

so würde sie festhalten und den Faden an sich ziehen, damit er nicht zu warten brauchte.

Diese Einrichtung gefiel dem Ruberto überaus; oft ging er hin, und bisweilen gelang es ihm, mit ihr zusammen zu sein, bisweilen aber auch nicht. Zuletzt jedoch, nachdem sie dies Kunststück lange genug fortgesetzt hatten, begab es sich in einer Nacht, daß, als die Frau schlief, Arriguccio den Fuß in dem Bett ausstreckte und diesen Faden entdeckte. Sogleich griff er mit der Hand danach, und als er ihn an dem Fuß der Frau befestigt fand, sagte er zu sich selbst: „Das muß irgendein Trug sein!" Und als er nun bemerkte, daß der Faden zum Fenster hinausging, hielt er sich davon überzeugt, schnitt deshalb den Faden leise von der Zehe der Frau ab, befestigte ihn an der seinigen und wartete nun aufmerksam, um zu sehen, was dies zu bedeuten haben würde.

Nicht lange hatte er geharrt, als Ruberto erschien; er zog den Faden, wie er gewohnt war, Arriguccio fühlte es; allein da er ihn nicht gut angeknüpft hatte und Ruberto stark zog, so daß der Faden ihm in die Hand kam, glaubte er warten zu müssen, und tat dies auch. Arriguccio indessen stand schnell auf, ergriff seine Waffen und eilte zu der Tür, um zu sehen, wer er wäre, und um ihm übles Spiel zu bereiten. Arriguccio war zwar nur ein Kaufmann, aber ein heftiger und starker Mann; als er daher an die Tür kam und sie nicht so leise öffnete, wie die Frau zu tun pflegte, argwöhnte Ruberto, welcher draußen wartete und ihn hörte, was es sein möchte, nämlich daß Arriguccio es wäre, der ihm öffnete; er ergriff die Flucht, und Arriguccio lief hinter ihm her. Zuletzt jedoch, nachdem Ruberto eine große Strecke geflohen und jener, ihn

zu verfolgen, nicht aufhörte, zog auch er, da er gleichfalls bewaffnet war, das Schwert, wandte sich um, und sie begannen nun, der eine anzugreifen, der andere sich zu verteidigen.

Indessen war die Frau, als Arriguccio die Kammer öffnete, erwacht, und da sie den Faden vom Fuß abgeschnitten fand, gewahrte sie sogleich, daß ihr Trug entdeckt sei. Da sie erriet, daß Arriguccio den Ruberto verfolge, stand sie schnell auf, und nachdem sie erkannt hatte, was daraus werden könne, rief sie ihre Magd, die um alles wußte, und redete auf diese so lange ein, bis sie sich statt ihrer in das Bett legte, wobei sie sie bat, ohne sich zu erkennen zu geben, die Streiche ruhig zu ertragen, die Arriguccio ihr geben möchte, indem sie ihr dafür eine solche Vergeltung versprach, daß sie sich darüber nicht sollte zu beschweren haben. Dann löschte sie das Licht aus, das in der Kammer brannte, verließ diese und verbarg sich in einem anderen Teile des Hauses in Erwartung, was nun geschehen würde.

Unterdessen ging der Handel zwischen Arriguccio und Ruberto fort, so daß ihn die Anwohner der Straße hörten, sich erhoben und ihnen allerhand Übles zu sagen anfingen; Arriguccio befürchtete, erkannt zu werden, und sah sich endlich genötigt, ohne zu erfahren, wer der junge Mensch wäre, oder ihn auf irgendeine Art verletzen zu können, zornig und wütend ihn zu verlassen und nach Hause zurückzukehren. Hier wieder in seine Kammer gelangt, rief er zornsprühend aus: „Wo bist du, abscheuliches Weib? Du hast das Licht ausgelöscht, damit ich dich nicht finde, aber du hast dich getäuscht!"

Und nun trat er an das Bett, ergriff die Magd, in

der er seine Frau zu ergreifen glaubte, und gab ihr, so gut er Hände und Füße nur rühren konnte, so viel Püffe und Tritte, daß er ihr das ganze Gesicht verunstaltete. Zuletzt schnitt er ihr gar die Haare ab, indem er ihr die größten Schimpfworte sagte, die einem schlechten Weibsbild je gesagt wurden. Die Magd weinte heftig, wie sie denn dazu auch Anlaß genug hatte, und obschon sie einige Male ausrief: „Weh mir, Gnade, um Gottes willen!“ oder „Höre auf!“, so wurde ihre Stimme von dem Weinen doch so erstickt oder Arriguccio von seinem Zorn so betäubt, daß er nicht erkannte, daß dies die Stimme einer anderen sei als seiner Frau.

Nachdem er sie nach Herzenslust durchgebläut und ihr, wie gesagt, die Haare abgeschnitten hatte, sprach er: „Weiter will ich dich nicht mehr anrühren, du verräterisches Weib, sondern zu deinen Brüdern will ich gehen und ihnen deine schönen Taten erzählen, und dann mögen sie dich holen und mit dir machen, was sie glauben, das ihre Ehre erheischt, und dich fortführen; denn fürwahr, in diesem Hause sollst du nimmermehr bleiben.“ Darauf verließ er die Kammer, verschloß sie von außen und ging ganz allein davon.

Als Monna Sismonda, die alles mitangehört hatte, den Mann fort sah, öffnete sie die Kammer, zündete das Licht wieder an und fand nun ihre Magd ganz zerbläut und heftig weinend. Sie tröstete sie, so gut sie konnte, und schaffte sie in ihre Kammer, wo sie sie still bedienen und pflegen ließ und auf Arriguccios eigene Kosten so reichlich schadlos hielt, daß das Mädchen ganz zufrieden war.

Sobald sie nun die Magd in deren Kammer eingerichtet hatte, eilte sie das Bett in ihrer eigenen wieder zurechtzumachen und alles darin so in Ordnung zu

bringen, als wenn diese Nacht kein Mensch darin geschlafen hätte, zündete dann die Lampe an, kleidete sich an und machte sich das Haar zurecht, als wenn sie noch gar nicht zu Bett gegangen wäre, nahm ein brennendes Licht und ihre Linnen, setzte sich damit oben an die Treppe und fing nun an, zu nähen und zu warten, wohin diese ganze Geschichte endlich ausgehen würde.

Arriguccio hatte indessen sein Haus verlassen, eilte, so schnell er konnte, zu dem der Brüder seiner Frau und klopfte hier solange, bis er gehört wurde und man ihm öffnete. Die drei Brüder der Frau und ihre Mutter hörten kaum, daß es Arriguccio wäre, als sie alle aufstanden, Licht anzünden ließen und zu ihm kamen, um zu fragen, was er zu dieser Stunde und so allein begehrte. Arriguccio erzählte ihnen alles von dem Faden an, den er an der Zehe der Monna Sismonda befestigt gefunden, bis zu dem letzten, was er entdeckt und getan hatte, und um ihnen diese Tatsachen vollständig zu beweisen, überreichte er ihnen die Haare, die er der Frau abgeschnitten zu haben glaubte, indem er hinzufügte, sie möchten nun zu ihr gehen und mit ihr machen, was sie ihrer Ehre angemessen glaubten; denn er seinerseits wolle sie nicht länger in seinem Hause dulden.

Die Brüder der Frau, heftig erzürnt über alles, was sie gehört hatten, und, da sie dies für gewiß hielten, sehr erbittert gegen ihre Schwester, ließen Fackeln anzünden, begaben sich mit Arriguccio auf den Weg und gingen in der Absicht, ihr ein böses Spiel zu machen, mit ihm zu seinem Hause. Als ihre Mutter dies sah, begann sie ihnen weinend zu folgen, bald diesen, bald jenen beschwörend, sie möchten doch alles dies nicht sogleich glauben, ohne Beweise zu haben; denn der

Mann könne ja aus anderen Gründen gegen sie erzürnt sein, ihr Unrecht getan haben und ihr jetzt zu seiner Entschuldigung schuld geben, indem sie noch hinzusetzte, sie wundere sich, wie das zugegangen sein sollte, da sie ihre Tochter wohl kenne, die sie von klein auf erzogen habe, und vieles ähnliche.

Zu Arriguccios Hause gelangt und eingetreten, begannen sie die Treppe hinaufzusteigen. Als Monna Sismonda sie kommen hörte, rief sie aus: „Wer ist da?"

Einer der Brüder antwortete hierauf: „Das wirst du wohl wissen, schuldiges Weib, wer da ist."

Hierauf entgegnete Monna Sismonda: „Was soll das bedeuten? Herr, steh' uns bei!" Dann stand sie auf und sagte: „Meine Brüder, seid mir herzlich willkommen! Was begehrt ihr zu dieser Stunde von mir, alle drei?"

Als sie sie so beim Nähen sitzen sahen und ohne irgendeine Spur von Schlägen im Gesicht, während Arriguccio doch erzählt hatte, daß er sie ganz zerbläut hätte, wunderten sie sich gleich beim ersten Eintritt etwas und zügelten den Ungestüm ihres Zornes einigermaßen. Darauf fragten sie sie, wie das zugegangen sei, worüber Arriguccio sich beklage, und drohten ihr heftig, wenn sie ihnen nicht alles genau sage.

„Ich weiß nicht," sagte die Frau nun, „was ich euch sagen soll, noch worüber Arriguccio sich beklagt haben kann."

Arriguccio sah sie jetzt an und betrachtete sie wie ein Blödsinniger; er erinnerte sich wohl, ihr vielleicht tausend Faustschläge ins Gesicht gegeben, ihr die Haare abgeschnitten, sie zerkratzt und ihr alles ersinnliche Übel von der Welt zugefügt zu haben, und jetzt sah er sie vor sich, als wenn gar nichts von alle dem vorgefallen

wäre. Die Brüder indessen teilten ihr in der Kürze mit, was Arriguccio ihnen erzählt hatte, von dem Faden, den Schlägen und alles übrige.

Nun sprach die Frau, zu Arriguccio gewendet: „Wehe mir, Mann, was muß ich hören? Warum gibst du mich vor anderen zu deiner eigenen Schmach für ein verworfenes Weib aus, was ich nicht bin, warum stellst du dich selber schlechter und grausamer als du bist? Und wann warst du denn diese Nacht zu Hause, geschweige denn bei mir? Wann schlugst du mich? Ich besinne mich auf nichts.“

„Wie,“ begann Arriguccio nun, „Schändliche, gingen wir nicht zusammen zu Bett? Kehrte ich nicht dahin zurück, nachdem ich hinter deinem Liebhaber her gewesen war? Gab ich dir nicht so viele Faustschläge und schnitt ich dir nicht die Haare ab?“

„In diesem Hause,“ antwortete die Frau, „hast du seit gestern abend nicht geschlafen. Doch lassen wir alles andere, das ich doch nur durch meine wahrhaftigen Worte beweisen könnte, und kommen wir zu dem, was du von dem Schlagen und Abschneiden der Haare sagst. Mich hast du nicht geschlagen, und ihr alle, die ihr hier seid, du selbst mit, seht mich an, ob ich an meinem ganzen Körper irgendein Zeichen von Schlägen habe. Auch wollte ich es dir nicht raten, so verwegen zu sein, daß du Hand an mich legtest; denn beim Kreuze Gottes, ich kratzte dir die Augen aus. Auch kein Haar hast du mir abgeschnitten, daß ich es gefühlt oder gesehen hätte; oder hast du es vielleicht getan, ohne daß ich es bemerkt hätte? Laß sehen, ob meine Haare abgeschnitten sind oder nicht.“ Und nun hob sie ihren Schleier vom Haupt und zeigte allen, daß ihr Haar nicht beschnitten, sondern unversehrt war.

Als die Brüder und die Mutter dies alles sahen und hörten, begannen sie zu Arriguccio: „Was soll das alles bedeuten, Arriguccio? Das paßt fürwahr nicht zu dem, was du uns erzähltest, das du getan, und wir wissen nun nicht, wie du das übrige beweisen willst.“

Arriguccio stand wie ein Träumender und wollte reden; aber da er sah, daß selbst das, was er beweisen zu können glaubte, nicht so war, so wagte er kein Wort mehr vorzubringen.

Die Frau aber wandte sich um zu ihren Brüdern und sagte: „Ich sehe, liebe Brüder, daß mein Mann danach gestrebt hat, daß ich tue, was ich niemals tun wollte, nämlich, daß ich euch seinen schnöden Lebenswandel und seine Schlechtigkeit erzähle, und so will ich es denn auch tun. Ich glaube fest, daß ihm das, was er euch erzählt hat, wirklich begegnet ist, und daß er es so getan hat, und hört nun, wie. — Dieser Ehrenmann, dem ihr zu meinem Unglück mich zur Gattin gabt, der sich einen Kaufmann nennt und auch für einen solchen gelten will, und der mäßiger als ein Geistlicher und gesitteter als ein Mädchen sein sollte, dieser Mann versäumt selten einen Abend, daß er sich nicht in Weinhäusern betränke, sich dann mit dieser oder jener schlechten Weibsperson einließe und mich bis Mitternacht, zuweilen auch bis zum frühen Morgen, in der Weise, wie ihr mich gefunden habt, auf sich warten ließe. Nun bin ich überzeugt, daß er, wieder stark betrunken, sich zu irgendeinem seiner Weibsbilder ins Bett legte und, bei ihr erwachend, den Faden am Fuße fand, darauf alle die Heldentaten verübte, die er erzählte, noch einmal zurückkehrte, sie schlug und ihr die Haare abschnitt, und dann, von seinem Rausch noch nicht ganz erwacht, sich einbildete und sich gewiß noch

jetzt einbildet, alles dies mit mir vorgenommen zu haben; und seht ihr ihm nur recht ins Gesicht, so werdet ihr erkennen, daß er noch jetzt halb betrunken ist. Doch jedenfalls, was er auch von mir gesagt habe, ihr dürft dies nur als von einem Trunkenbold kommend betrachten, und wenn ich es ihm vergebe, so vergebt auch ihr es ihm."

Als ihre Mutter diese Worte hörte, fing sie an Lärm zu machen und zu sagen: „Beim Kreuze Gottes, mein Kind, das sollte nicht geschehen; eher sollten wir diesen widerwärtigen und undankbaren Hund totschlagen, der wahrhaftig nicht wert war, ein Mädchen zu haben, wie du bist. Schon gut, mein Schatz; das wäre wohl recht, wenn er dich aus dem Schmutz aufgerafft hätte! Die Pest über ihn, wenn du armes Kind dir die faulen Reden solch eines Eselsabschaums gefallen lassen sollst, solch eines Krämers, der nur vom Lande her und, wer weiß, von welcher Beutelschneiderbande hereingekommen ist, in Grobtuch gekleidet, mit baumelnden Pumphosen, den Hemdzipfel hinten heraushängend, einer von denen, die, wenn sie drei Dreier besitzen, gleich die Töchter von Edelleuten und von vornehmen Damen zu Frauen haben wollen, sich Wappen zulegen und sprechen: ‚Ich bin aus dem und dem Hause, und die Vorfahren meines Geschlechts haben es so und so gemacht!' Traun, ich wollte nur, meine Söhne wären meinem Rat gefolgt und hätten dich, wie sie konnten, in der Familie der Grafen Guidi bei einem guten Stück Brot versorgt; aber sie wollten dich nun einmal diesem Ausbund von Trefflichkeit überliefern, der sich nicht scheut, dich, die du das beste und keuscheste Weib in Florenz bist, um Mitternacht eine Metze zu schelten, als wenn wir dich gar nicht kennten! Aber bei Gottes

Treue, ginge es nach mir, sie gäben ihm dafür eine solche Züchtigung, daß es ihm davon in den Leib führe."

Dann zu den Söhnen gewandt, fuhr sie fort: „Ich sagte es euch wohl, meine Kinder, daß das nicht sein konnte. Habt ihr nun wohl gehört, wie euer trefflicher Schwager eure Schwester behandelt, so ein Winkelkrämer von vier Hellern, wie er ist? Und wäre ich wie ihr und er hätte von ihr gesagt, was er gesagt hat, und machte es so, wie er es macht, wahrhaftig, ich wäre nicht zufrieden und beruhigt, bis ich ihn aus der Welt geschafft hätte; und wäre ich ein Mann, wie ich ein Weib bin, ich ließe fürwahr keinen anderen sich damit befassen. Herr Gott, laß es ihm heimkommen, der keine Scham und Schande im Leibe hat!"

Die Jünglinge, die alles dies sahen und hörten, wandten sich nun an Arriguccio und gaben ihm die schmählichsten Reden zu hören, die je einem schlechten Manne gesagt wurden. Zuletzt aber sprachen sie: „Wir verzeihen dir diesen Streich als einem Trunkenen; aber nimm dich von jetzt an bei deinem Leben in acht, daß wir nicht wieder solche Geschichten von dir hören; denn wahrlich, wenn uns je wieder etwas dergleichen zu Ohren kommt, so sollst du uns für diese und für jene mit bezahlen." Und dies gesagt, gingen sie davon.

Arriguccio stand da, als hätte er den Kopf verloren, ohne selber zu wissen, ob das, was er getan, wirklich geschehen sei oder ob er es nur geträumt habe, und ließ nun, ohne ein Wort weiter darüber zu reden, die Frau in Frieden. Diese aber entging durch ihren sinnreichen Einfall nicht allein der ihr bevorstehenden Gefahr, sondern öffnete sich auch damit die Bahn, für die Zukunft alles, was sie wünschte, tun zu können, ohne irgendeine Furcht vor ihrem Manne.



H. Gravelot inv. T. IV N.° XI. *Aliamet Sculp*

NEUNTE GESCHICHTE

Lydia, die Frau des Nikostratus, liebt den Pyrrhus, der, um es glauben zu können, drei Dinge von ihr fordert, die sie alle vollbringt; überdies aber ergötzt sie sich mit ihm in Gegenwart des Nikostratus und spiegelt diesem vor, es sei nicht wahr, was er mit Augen gesehen.

Neifilas Geschichte hatte allen so gefallen, daß die Damen nicht aufhören konnten, sie zu belachen und darüber zu sprechen, obwohl der König mehrere Male Stillschweigen auferlegt und dem Pamfilo geboten hatte, seine Geschichte vorzutragen. Als sie endlich schwiegen, begann Pamfilo folgendermaßen:

Ich glaube nicht, verehrte Damen, daß es irgend etwas gibt, wie schwer und bedenklich es auch sei, das der feurig Liebende nicht zu unternehmen wagen sollte. Obwohl uns dies nun in gar vielen Geschichten nachgewiesen worden ist, so glaube ich es euch doch noch vielmehr in einer Erzählung zeigen zu können, die ich euch vorzutragen denke. Hier werdet ihr von einer Frau hören, die allerdings bei ihrem Beginnen mehr gutes Glück als bedächtigen Verstand hatte, und darum möchte ich auch keiner von euch raten, den Fußtapfen derer zu folgen, von der ich euch zu erzählen gedenke; denn nicht immer ist das Glück so wohl aufgelegt, und nicht alle Männer in der Welt sind so verblendet, wie dieser war.

In Argos also, einer sehr alten Stadt in Achaja, weit mehr durch ihre alten Könige berühmt als groß, lebte einst ein edler Mann, Nikostratus, dem, schon dem Alter nahe, das Glück eine angesehene Frau, nicht weniger unternehmend als schön, namens Lydia, als Gattin zuführte. Er hielt als ein edler und reicher Mann eine zahlreiche Dienerschaft, mit Hunden und Vögeln, und

vergnügte sich häufig an der Jagd. Unter seinen übrigen Dienern nun liebte er einen anmutigen Jüngling, zierlich und schön von Gestalt und geschickt zu allem, was er unternehmen wollte, welcher Pyrrhus hieß. Diesen liebte Nikostratus vor allen anderen und vertraute ihm mehr als jedem anderen.

Eben in diesen verliebte sich auch Lydia so, daß sie weder Tag noch Nacht ihre Gedanken anderswohin richten konnte als auf ihn; und sei es nun, daß Pyrrhus diese Liebe nicht bemerkte oder sie nicht bemerken wollte, genug, er zeigte sich unbekümmert darum. Dies füllte die Seele der Frau mit unerträglichem Schmerze, und durchaus entschlossen, ihm ihre Liebe zu offenbaren, rief sie eine ihrer Frauen, namens Lusca, der sie gänzlich vertraute, zu sich und sagte zu ihr:

„Lusca, die Wohltaten, die du von mir empfangen hast, müssen dich mir gehorsam und treu machen, und darum hüte dich, daß das, was ich dir jetzt sagen werde, jemand anderes erfährt als der, für den ich dir den Auftrag geben werde. Du siehst, Lusca, ich bin jung und frisch und reichlich mit allem versehen, was ein Weib begehren kann; kurz, einen Punkt abgerechnet, kann ich mich über nichts beklagen; und dieser ist, daß mein Mann zuviel Jahre zählt, wenn du sie gegen die meinigen hältst. Deshalb lebe ich denn in betreff dessen, was junge Frauen vor allem vergnügt, wenig zufrieden; allein, indem ich danach Begehren trage wie alle anderen, habe ich mir schon lange vorgenommen, wenn das Glück mir darin weniger ungünstig gewesen ist, daß es mir einen so alten Mann gegeben, doch nicht so meine eigene Feindin sein zu wollen, daß ich keinen Weg zu meinem Vergnügen und zu meinem Heil zu finden wüßte. Und um meine Wünsche hierin ebenso

gewährt zu sehen, wie sie es in allen anderen Stücken sind, habe ich beschlossen, daß unser Pyrrhus, als vor allen der würdigste hierzu, sie mit seinen Umarmungen erfülle. So groß ist meine Liebe zu ihm, daß ich mich nicht wohl fühle, wenn ich ihn nicht sehe oder nicht an ihn denke, und finde ich mich nicht bald und ohne Aufschub mit ihm zusammen, so fürchte ich in der Tat, daran zu sterben. Darum, wenn mein Leben dir lieb ist, entdecke ihm auf die Weise, die dir die beste scheint, meine Liebe und bitte ihn in meinem Namen, daß er zu mir kommen möge, wenn ich dich nach ihm schicken werde."

Die Dienerin sagte dies gern zu, und sobald ihr zuerst Zeit und Ort dazu gelegen schienen, zog sie den Pyrrhus beiseite und richtete ihm die Bestellung ihrer Gebieterin aus, so gut sie konnte.

Als Pyrrhus sie vernahm, erstaunte er heftig, weil er in der Tat noch nie etwas davon gewahr geworden war, und fürchtete, die Frau ließe ihm dies nur sagen, um ihn zu versuchen. Deshalb erwiderte er sofort in barschem Tone: „Lusca, ich kann nicht glauben, daß diese Worte von meiner Gebieterin kommen, und deshalb sieh wohl zu, was du sagst. Ja, kämen sie auch von ihr, so kann ich nicht glauben, daß sie ihr von Herzen kommen, und wäre auch dies der Fall, so erweist mir mein Herr mehr Ehre, als ich verdiene, und bei meinem Leben möchte ich ihm nicht eine solche Schmach antun. Aus allen diesen Ursachen hüte dich, mir je wieder ein Wort von solchen Dingen zu sagen."

Doch Lusca, nicht erschreckt von seiner rauhen Rede, entgegnete ihm: „Pyrrhus, hiervon wie von jedem anderen Dinge, das meine Gebieterin mir aufträgt, werde ich dir so oft sprechen, als sie es mir befiehlt, mag es

dir nun zur Freude oder zum Leid gereichen. Doch du bist ein Tölpel!"

Etwas bestürzt über die Worte des Pyrrhus, kehrte sie damit zu ihrer Gebieterin zurück, die zu sterben verlangte, als sie die Nachricht vernahm. Einige Tage darauf sprach sie jedoch wieder zu der Dienerin davon und sagte: „Du weißt, Lusca, daß die Eiche nicht auf den ersten Streich stürzt; darum dächte ich, daß du noch einmal zu dem zurückkehrtest, der zu meinem Verderben auf eine ganz neue Weise sich pflichtgetreu zeigen will, daß du ihm zu einer gelegenen Zeit meine ganze Glut offenbartest und auf alle Weise dich bemühtest, daß die Sache Erfolg habe; denn, wenn dies nicht geschähe, so müßte ich gewißlich sterben; er aber würde sich betrogen glauben, und Haß würde erfolgen, wo wir seine Liebe begehrten."

Die Dienerin sprach der Frau Trost zu, suchte den Pyrrhus auf, fand ihn fröhlich und guter Dinge und sprach zu ihm: „Vor wenig Tagen, Pyrrhus, sagte ich dir, wie deine und meine Gebieterin von der Liebe, die sie für dich fühlt, verzehrt werde, und jetzt bezeuge ich dir dies noch einmal, damit du, wenn du bei der Härte, die du mir neulich bewiesen hast, verbleibst, gewiß sein könntest, daß ihr Leben von kurzer Dauer sein wird, und darum bitte ich dich, gib ihr Gewährung für ihr Verlangen; denn bleibst du länger bei deiner Widerspenstigkeit, so müßte ich dich, den ich bisher für sehr klug hielt, für einen entschiedenen Narren erachten. Welch ein Ruhm muß es dir sein, daß eine solche Dame, so schön, so anmutig, dich über alles andere liebt!

„Dann aber, wie mußt du dich dem Glück verpflichtet fühlen, wenn du überlegst, welch eine Gabe es dir

bietet, wie den Wünschen deiner Jugend zusagend, und welch eine Hilfsquelle für alle deine Bedürfnisse! Welchen deiner Genossen weißt du, der auf dem Wege des Vergnügens in bessere Lage gelangt wäre, als du gelangen wirst, wenn du verständig bist? Welcher andere würde mit Waffenschmuck, mit Rosen, Kleidern und Vermögen so gut versehen sein, wie du es sein wirst, wenn du ihr deine Liebe bewilligen willst? Öffne also meinen Worten dein Herz und besinne dich; erinnere dich, daß einmal und dann nie wieder das Glück uns mit heiterer Miene und offenem Schoße entgegenzutreten pflegt, und daß der, welcher es alsdann nicht aufzunehmen weiß, wenn er sich nachher arm und entblößt sieht, sich über sich allein und nicht über jene zu beklagen hat.

„Was überdies die Treue angeht, die zwischen Herrn und Diener zu beobachten ist, so ist dies nicht die, die zwischen Freunden und Verwandten gilt; vielmehr haben die Diener ihre Herren, soweit sie es können, ebenso zu behandeln, wie sie von ihren Herren behandelt werden. Glaubst du aber, daß Nikostratus, wenn du eine schöne Frau, Mutter, Tochter oder Schwester besäßest, die ihm gefiele, dann die Treue halten würde, die du ihm in Ansehung seiner Frau bewahren willst? Ein Tor bist du, wenn du das glaubst! Sei vielmehr gewiß, daß er, wenn Bitten und Schmeichelworte nicht ausreichten, Gewalt anwenden würde. Behandeln wir sie und die Ihrigen also, wie sie uns und die Unsrigen behandeln. Benütze die Gabe des Glücks und verscheuche es nicht, sondern geh ihm entgegen und empfange es, wenn es kommt, und fürwahr, tust du das nicht, so wird auch, abgesehen von dem Tode deiner Gebieterin, der ohne Zweifel daraus erfolgen wird, deine Sprödig-

keit dich später noch so oft gereuen, daß auch du wirst sterben wollen.“

Pyrrhus, der schon öfter über das, was ihm Lusca gesagt, nachgedacht hatte, war bereits gesonnen, ihr, wenn sie wieder zu ihm käme, eine andere Antwort zu erteilen und den Wünschen seiner Gebieterin in aller Weise Gehör zu geben, wenn er sich nur vergewissern könnte, daß er nicht versucht würde. Deshalb erwiderte er denn: „Sieh, Lusca, alles, was du mir sagst, erkenne ich für wahr an; auf der anderen Seite kenne ich aber auch meinen Herrn als klug und umsichtig, und da er mir alle seine Angelegenheiten in die Hände gegeben hat, so besorge ich sehr, daß Lydia mit seinem Rat und Willen alles dies nur tue, um mich zu prüfen. Will sie also, damit ich Sicherheit erlange, drei Dinge tun, die ich von ihr begehren werde, so soll sie mir nachher nichts mehr gebieten, das ich nicht zu vollbringen bereit wäre. Diese drei Dinge aber, die ich verlange, sind folgende: erstlich, daß sie in Gegenwart des Nikostratus seinen besten Falken töte; dann, daß sie mir eine Locke aus dem Bart des Nikostratus schicke und zuletzt einen von seinen Zähnen, und zwar einen von den besten.“

Diese Forderungen, welche der Lusca hart erschienen, dünkten ihrer Gebieterin noch härter; doch die Liebe, welche eine so treffliche Ermutigerin und eine so große Meisterin in Ratschlägen ist, ließ sie beschließen, sie zu erfüllen, und ihre Dienerin mußte ihm bestellen, daß, was er gefordert habe, vollständig erfüllt werden sollte und zwar bald; überdies aber noch, da er den Nikostratus doch für so klug halte, wolle sie sich in seiner Gegenwart mit Pyrrhus ihrer Liebe freuen und jenen glauben machen, daß dies nicht wahr sei.

So begann denn Pyrrhus zu erwarten, was die Edel-

dame beginnen würde. Als Nikostratus einige Tage darauf ein großes Gastmahl gab, wie er häufig gewissen Edelleuten zu geben pflegte, und die Tische schon aufgehoben waren, kleidete sie sich in ein Kleid von grünem Samt, schmückte sich reich und stieg, nachdem sie ihre Kammer verlassen hatte, in den Saal hinab, wo jene versammelt waren, ging vor Pyrrhus und aller anderen Augen zu der Vogelstange, auf welcher der Falke saß, der von Nikostratus so sehr geschätzt wurde, machte ihn los, als wollte sie ihn auf die Hand nehmen, ergriff ihn bei den Fesseln und schlug ihn gegen die Mauern, bis er tot war.

Als Nikostratus ihr nun zurief: „Wehe, Weib, was hast du getan?" antwortete sie ihm nicht, sondern wandte sich zu den Edelleuten, die mit ihm gegessen hatten, und sprach: „Ihr Herren, wie sollte ich mich wohl an einem König rächen, der mir Schmach erwiese, wenn ich nicht den Mut hätte, meine Rache an einem Falken zu nehmen? Ihr müßt wissen, daß dieser Vogel mir schon lange all die Zeit geraubt hat, welche von den Männern dem Vergnügen ihrer Frauen gewidmet sein sollte; denn, sobald nur die Morgenröte erscheint, steht Nikostratus auf, stieg zu Pferde und eilt, mit seinem Falken auf der Hand, in die weiten Ebenen hinaus, um ihn fliegen zu sehen, und ich, wie ihr mich hier seht, werde einsam und traurig in meinem Bette zurückgelassen. Darum habe ich denn auch schon öfter den Vorsatz gehabt, das auszuführen, was ich jetzt getan habe, und nichts anderes hat mich davon zurückgehalten als der Wunsch, es in Gegenwart von Männern zu tun, die gerechte Richter meiner Beschwerde sein könnten, wie ich glaube, daß Ihr es sein werdet."

Die Edelleute, die dies hörten und die sich überzeugt

hielten, daß ihre Liebe zu Nikostratus nicht anders beschaffen sei, als ihre Worte tönten, lachten alle, und zu Nikostratus, der etwas verwirrt dastand, gewandt, begannen sie: „O wie recht hat die Dame getan, ihre Kränkung mit dem Tode des Falken zu rächen!" — Und mit verschiedenen Scherzen über diesen Vorfall verwandelten sie, als die Dame schon längst in ihre Kammer zurückgekehrt war, auch des Nikostratus' Zorn in Lachen.

Pyrrhus, der dies mit ansah, sagte nun zu sich selbst: „Einen schönen Anfang zu beglückter Liebe hat die Dame mir gegeben; wollte nur Gott, daß sie ausharre!"

Nachdem Lydia nun so den Falken getötet hatte, verstrichen nur wenige Tage, daß sie mit Nikostratus zusammen in ihrer Kammer war, ihn liebkoste und mit ihm zu schwatzen anfing, wobei sie, da er zum Scherz sie etwas an den Haaren zog, Veranlassung fand, Pyrrhus' zweite Forderung in Erfüllung zu bringen. Schnell ergriff sie nämlich einen kleinen Schopf von seinem Barte, und lachend zog sie so stark daran, daß sie ihn ganz aus dem Kinn riß. Als sich Nikostratus hierüber beklagte, sprach sie: „Nun, was hast du denn, daß du ein solches Gesicht machst? Doch nicht, weil ich dir vielleicht sechs Haare aus dem Barte gezogen habe? Du hast lange nicht so viel gefühlt wie ich, als du mich eben an den Haaren zogst." Und so von einer Rede zur anderen ihren Scherz fortsetzend, hob die Frau die Locke, die sie ihm aus dem Bart gezogen hatte, sorgfältig auf und schickte sie noch denselben Tag ihrem teuren Geliebten zu.

Über die dritte Forderung hatte die Frau mehr Sorge; doch von großem Geiste, wie sie war, und durch die Liebe noch mehr gewitzigt, hatte sie bereits heraus-

gefunden, welchen Weg sie einzuschlagen habe, um ihr Erfüllung zu geben. Nikostratus hatte nämlich zwei Knaben bei sich, die ihm von ihren Vätern übergeben worden waren, damit sie, weil sie aus adliger Familie stammten, in seinem Hause gute Sitten lernen möchten, und von denen der eine, wenn Nikostratus aß, ihm vorschnitt, der andere aber ihm zu trinken reichte. Diese beiden ließ sie rufen, machte ihnen weiß, daß er aus dem Munde röche, und wies sie an, wenn sie Nikostratus bedienten, den Kopf soweit zurückzuziehen, als sie könnten, dies aber keinen Menschen zu sagen.

Die Knaben, welche ihr glaubten, fingen nun an, die Weise zu beobachten, die sie ihnen gezeigt hatte. Sie selbst aber fragte einst den Nikostratus: „Hast du bemerkt, was jene Knaben tun, wenn sie dich bedienen?"

„Freilich," sagte Nikostratus; „auch habe ich sie schon fragen wollen, warum sie dies täten."

„Tu dies ja nicht," antwortete ihm die Frau, „denn ich kann es dir sagen, und schon lange habe ich es dir verschwiegen, um dir nicht wehe zu tun; jetzt, da ich sehe, daß auch andere es zu bemerken anfangen, darf ich dir es nicht länger verbergen. Dies geschieht bloß deswegen, weil du gewaltig aus dem Munde riechst, und ich weiß nicht, was die Ursache davon sein mag, da es sonst nicht so zu sein pflegte. Das aber ist sehr häßlich für dich, der du mit adligen Männern umzugehen hast, und darum müssen wir sehen, wie dem abzuhelfen ist."

„Nun," sagte Nikostratus, „was aber könnte dies sein? Sollte ich vielleicht einen verdorbenen Zahn im Munde haben?"

„Vielleicht ja," antwortete Lydia.

Damit führte sie ihn an ein Fenster und ließ ihn den

Mund aufmachen, und nachdem sie auf der einen Seite und der anderen umhergesehen hatte, rief sie: „O Nikostratus, wie hast du dies nur solange ausgehalten? Hier auf dieser Seite hast du einen Zahn, der, soviel mir scheint, nicht bloß angegangen, sondern ganz faul ist, und gewiß, wenn du ihn länger im Munde behältst, verdirbt er dir die anderen; darum rate ich dir, laß ihn herausziehen, ehe die Sache weitergeht."

„Da es dir so scheint," antwortete Nikostratus darauf, „so bin ich es zufrieden; man sende ohne weiteren Aufschub zu einem Meister, der ihn mir ausziehe."

Hierauf entgegnete die Frau jedoch: „Das wolle Gott nicht, daß darum ein Meister herkomme; er scheint mir so zu stehen, daß ich ihn selbst ohne Meister sehr gut ausziehen kann. Und andererseits sind diese Leute bei ihrem Geschäft so grausam, daß mein Herz es auf keine Weise ertragen könnte, dich unter den Händen eines derselben zu sehen oder zu wissen. Darum will ich jedenfalls es selber tun; denn wenigstens kann ich, wenn es dich zu sehr schmerzt, dich sogleich loslassen, was der Meister nicht tun würde."

Nachdem sie sich also die Werkzeuge zu einem solchen Dienst hatte kommen lassen und jeden aus dem Zimmer fortgeschickt hatte, mit Ausnahme der Lusca, die sie allein bei sich behielt, verschloß sie sich von innen, hieß den Nikostratus sich der Länge nach auf einen Tisch niederlegen, steckte ihm die Zange in den Mund, ergriff einen seiner Zähne, und mochte er nun vor Schmerz auch schreien, so sehr er wollte, er wurde von der einen festgehalten, solange, bis ihm die andere mit aller Gewalt einen Zahn herausgezogen hatte. Diesen hob Lydia auf und nahm einen anderen ganz verfaulten hervor, welchen sie schon in der Hand hielt und dem

wehklagenden und beinahe haltbtoten Manne zeigte, indem sie sprach: „Siehe, was du nun schon so lange in deinem Munde gehabt hast!“

Dieser glaubte es, und obwohl er gewaltige Schmerzen ausgestanden und noch immerfort viel jammerte, so dünkte er sich doch, nachdem der Zahn einmal heraus war, wie geheilt; und durch einige stärkende Mittel erquickt, verließ er, als der Schmerz anfing, geringer zu werden, das Gemach; die Dame aber nahm den Zahn und schickte ihn alsbald ihrem Geliebten. Dieser, ihrer Liebe nun gewiß, erklärte sich zu jedem ihrer Wünsche bereit.

Die Dame, in dem Verlangen, ihn noch mehr zu vergewissern, wollte, da jede Stunde ihr tausend zu sein schienen, bis sie mit ihm zusammenkäme, nun auch noch das erfüllen, was sie ihm zuletzt versprochen hatte, und stellte sich zu diesem Zwecke krank. Als sie nun Nikostratus eines Tages nach dem Essen besuchte und sie niemand weiter als Pyrrhus bei ihm sah, bat sie ihn, daß sie ihr zur Erleichterung ihres Zustandes helfen möchten, in den Garten hinabzusteigen. Deshalb nahm Nikostratus sie an der einen und Pyrrhus an der anderen Seite und trugen sie in den Garten, wo sie sie auf einer kleinen Wiese am Fuße eines schönen Birnbaums niedersetzten.

Als sie hier eine Weile gesessen, sagte die Dame, die den Pyrrhus schon von dem unterrichtet hatte, was er zu tun habe: „Pyrrhus, ich fühle großes Verlangen, von diesen Birnen zu haben; steig' darum hinauf und wirf uns einige herunter.“

Flink sprang Pyrrhus hinauf und fing an, Birnen herunterzuwerfen; doch während er so warf, begann er mit einem Male zu rufen: „Herr, he, was macht Ihr

denn? Und Ihr, Madonna, schämt Ihr Euch denn gar nicht, das in meinem Beisein zu dulden? Glaubt Ihr vielleicht, ich sei blind? Noch eben erst waret Ihr so krank; wie seid Ihr nun so schnell genesen, daß Ihr solche Dinge treibt? Wollt Ihr nun einmal so etwas vornehmen, so habt Ihr doch wahrlich schöne Kammern genug; warum geht Ihr nicht in eine derselben, um solche Geschichten zu machen? Es wäre doch anständiger, als dergleichen in meiner Gegenwart zu tun!"

Nun wandte sich die Frau zu ihrem Manne und sprach: „Was schwatzt der Pyrrhus? Ist er toll?"

„Ich bin nicht toll," erwiderte Pyrrhus hierauf; „Madonna, glaubt Ihr denn, ich sehe nicht?"

Nikostratus wunderte sich nun auch und sagte: „Ich glaube wahrhaftig, Pyrrhus, du träumst!"

„Herr," entgegnete ihm dieser hierauf, „ich träume ganz und gar nicht, und Ihr wahrhaftig auch nicht, vielmehr rührt Ihr Euch so trefflich, daß keine einzige Birne auf diesem Birnbaum bliebe, wenn er sich so schüttelte wie Ihr."

Nun sprach die Frau: „Was kann das sein? Sollte es wahr sein, daß er zu sehen glaubt, was er sagt? Gott weiß es, wäre ich gesund, wie ich sonst war, ich müßte hinauf, um zu sehen, was das für Wunder sind, die dieser zu sehen versichert."

Pyrrhus auf dem Birnbaum fuhr indessen fort zu reden und erzählte immer weiter von diesen Geschichten. Endlich rief Nikostratus ihm zu: „Steig' herab!" Und er stieg herab. Nun fragte er ihn: „Was sagst du, das du sahst?"

„Ich glaube," sagte Pyrrhus, „daß Ihr mich für toll und für schlaftrunken haltet. Sah ich Euch denn nicht auf Eurer Frau, da ich es doch gerade heraus sagen

soll, und sah ich es nicht, daß Ihr, als ich herabstieg, aufstandet und Euch dahin setztet, wo Ihr jetzt sitzt?"

„Gewiß," erwiderte Nikostratus, „warst du hierin toll; denn wir haben uns, seit du auf den Birnbaum stiegest, nicht mehr gerührt, als wie du uns eben jetzt siehst."

Hierauf entgegnete Pyrrhus: „Was streiten wir darüber? Ich habe Euch doch gesehen; und sah ich Euch, so sah ich Euch auf dem Eurigen."

Immer mehr wunderte sich nun Nikostratus, bis er endlich sagte: „Nun wohl, so will auch ich sehen, ob dieser Birnbaum behext ist und ob der, der darauf ist, Wunder sieht!"

Und damit stieg er hinauf. Als er oben war, fingen die Frau und Pyrrhus an, sich miteinander zu ergötzen. Als Nikostratus dies sah, begann er zu rufen: „Wehe, schändliches Weib, was machst du da? Und du, Pyrrhus, auf den ich so vertraute? Und so rufend, begann er, wieder herabzusteigen.

„Wir sitzen hier ganz still," sagten die Frau und Pyrrhus, und da sie ihn herabsteigen sahen, kehrten sie schnell zu ihren Sitzen zurück, wie sie sie verlassen hatten.

Als Nikostratus unten war und sie wieder da fand, wo er sie verlassen hatte, fing er an, sie zu schmähen.

Hierauf entgegnete Pyrrhus: „Nikostratus, jetzt bekenne ich, daß ich, wie Ihr sagtet, falsch sah, als ich auf dem Birnbaum war, und an nichts anderem erkenne ich das, als daran, daß ich sehe und weiß, auch Ihr habt falsch gesehen. Und daß ich wahr spreche, das zeigt sich Euch dadurch, wenn Ihr daran denkt und erwägt, daß sich kein Grund ersehen läßt, warum Eure Gattin, die die ehrbarste Frau und verständiger als irgendeine andere ist, wenn sie Euch solchen Schimpf erweisen

wollte, sich entschlossen haben sollte, es vor Euren Augen zu tun. Von mir will ich nicht reden, da ich mich eher vierteilen ließe, als nur daran zu denken, geschweige denn, es in Eurer Gegenwart zu tun. Darum gewißlich muß die Hexerei dieses Irrsehens von dem Birnbaum ausgehen; denn die ganze Welt hätte mir nicht ausgeredet, daß Ihr hier nicht fleischlich bei Eurer Frau läget. Ich würde kein Wort davon glauben, hätte ich Euch nicht behaupten hören, daß es Euch erschiene, als täte ich eben das, wovon ich ganz bestimmt weiß, daß ich es nicht einmal gedacht, geschweige denn getan habe."

Nun erhob sich auch die Frau, die fast zornig geworden war, und sagte: „Daß dich der Himmel strafe, wenn du mich für so einfältig gehalten hast, daß ich solche Schlechtigkeiten, wie du gesehen zu haben behauptest, vor deinen Augen begehren würde. Wenn mir das Verlangen danach aufstiege, würde ich fürwahr nicht hierher kommen, sondern es in einer unserer Kammern zu erfüllen wissen, und zwar auf eine Weise, daß es wunderlich zugehen müßte, wenn du es jemals wieder erführest."

Nikostratus, der für richtig hielt, was der eine wie die andere ihn beteuerten, daß sie sich nie zu einer solchen Handlung vor seinen Augen würden haben verleiten lassen, stand nun von Rede und Vorwürfen dieser Art ab und fing an, von der neuen Erscheinung und dem Wunder dieses Gesichts zu reden.

Doch die Frau, noch immer verletzt von der Meinung, die Nikostratus von ihr gehabt hatte, sprach: „Wahrlich, dieser Birnbaum soll dergleichen Schande weder mir noch einer anderen Frau mehr bereiten, wenn ich's hindern kann; und darum, Pyrrhus, eile und hole ein

Beil und räche dich und mich zugleich an ihm, indem du ihn abhaust, obgleich es besser wäre, dem Nikostratus damit auf den Kopf zu schlagen, der sich ohne irgendeine Rücksicht so leicht die Augen des Verstandes verblenden ließ. Denn wenn es dir auch schien, mit den leiblichen Augen zu sehen, was du behauptest, so hättest du doch nimmer in der Erwägung deines Geistes darin einstimmen und annehmen dürfen, daß dem so wäre."

Pyrrhus lief nun eilig nach dem Beile und hieb den Birnbaum nieder. Als ihn die Frau gefällt sah, sagte sie zu Nikostratus: „Nun, da ich den Feind meines guten Rufes gefällt sehe, ist auch mein Zorn verschwunden," und freundlich verzieh sie ihm, der sie darum beschwor, nun seine Schuld, indem sie ihm auferlegte, daß er nie wieder von der, die ihn mehr als sich selbst liebte, eine solche Sache glauben solle.

So kehrte denn der gefoppte arme Gemahl mit ihr und ihrem Liebhaber in den Palast zurück, wo später Pyrrhus an Lydia und diese an ihm noch oft mit größerer Gemächlichkeit Freude und Vergnügen fand. — Der Himmel möge uns allen ähnliche bescheeren!



ZEHNTE GESCHICHTE

Zwei Sieneser lieben eine Frau, die des einen Gevatterin ist, der Gevatter stirbt und erscheint, seinem Versprechen gemäß, dem Gefährten und berichtet ihm nun, wie er sich im Jenseits befindet.

Die Pflicht zu erzählen, blieb nun dem Könige nur noch allein übrig, und als dieser die Damen, welche sich über den abgehauenen Birnbaum, der doch keine Schuld hatte, sondern Gelegenheit zum Vergnügen geboten hatte, beruhigt sah, begann er folgendermaßen:

„Es ist offenbar, daß jeder gerechte König der erste Hüter der von ihm gegebenen Gesetze sein soll; denn tut er anders, so muß man ihn für einen der Strafe würdigen Sklaven, nicht aber für einen König erkennen. In diese Schuld und diesen Tadel zu verfallen sehe ich mich, der ich euer König bin, fast genötigt. Es ist wahr, daß ich erst gestern unseren heutigen Erzählungen das Gesetz vorschrieb, mit der Absicht, mich an diesem Tage meines Vorrechts nicht bedienen zu wollen, sondern mit euch allen zugleich mich jenem zu unterwerfen. Allein nicht bloß ist das, was ich selbst zu erzählen gedachte, bereits erzählt worden, sondern man hat darüber auch soviel anderes und schöneres vorgebracht, daß ich mich auf nichts besinnen kann, was ich euch über diesen Gegenstand noch vortragen könnte, daß es dem schon Erzählten gleichkäme. So muß ich denn gegen das von mir selbst gegebene Gesetz sündigen und erbiete mich dafür im voraus zu jeder Buße, die mir auferlegt wird.

Indessen sage ich euch, vielgeliebte Damen, daß ich, die Streiche beiseite lassend, die törichten Männern von ihren verständigen Frauen gespielt wurden, mich gemüßigt sehe, euch eine Geschichte zu erzählen, die, obgleich sie in sich viel von dem hat, was man nicht



H. Gravelot inv. *T. IV. N. 12.* *Le Mire Sculp.*

glauben soll, nichtsdestoweniger zum Teil angenehm zu hören sein wird.

Es lebten also einst in Siena zwei Jünglinge aus den Volksständen, Tingoccio Mini und Meuccio di Tura, die am Salaja-Tore wohnten und fast mit niemand umgingen, als miteinander und dem Anschein nach einander sehr liebten. Sie gingen zusammen in die Kirchen und in die Predigten und hatten hier oft von der Glorie und von dem Elend gehört, wie sie den Seelen der Verstorbenen in der anderen Welt nach ihren Verdiensten zugeteilt würden. Hierüber begehrten sie nun außerordentlich eine sichere Kunde zu haben, und da sie keinen anderen Weg dazu fanden, so gelobten sie sich untereinander, daß der, welcher von ihnen zuerst stürbe, dem, der lebend zurückbliebe, wenn er könnte, erscheinen und ihm die Nachrichten bringen sollte, nach denen er so sehr verlangte; und dies beteuerten sie sich mit einem Eidschwur.

Nach diesem Gelöbnis fuhren sie fort, miteinander, wie wir gesagt haben, zu verkehren, und es geschah, daß Tingoccio der Gevatter eines gewissen Ambrosio Anselmini wurde, der in Camporeggio wohnte und von seiner Frau, namens Monna Mita, einen Sohn hatte. Da nun Tingoccio zusammen mit Meuccio zuweilen die Gevatterin besuchte, die eine gar schöne und reizende Frau war, so verliebte er sich, ungeachtet der Gevatterschaft, in sie und ebenso Meuccio, dem sie gleichermaßen sehr gefiel, und der sie von Tingoccio so viel rühmen hörte. Diese Flamme jedoch verbargen sie einer dem anderen sehr sorgfältig, wenngleich nicht aus einem und demselben Grunde.

Tingoccio hütete sich, sie dem Meuccio zu entdecken, um der Sünde willen, deren er sich schuldig zu machen

glaubte, wenn er seine Gevatterin liebte, und die er sich geschämt haben würde irgend jemand wissen zu lassen. Meuccio aber schwieg nicht deshalb, sondern weil er schon bemerkt hatte, daß sie dem Tingoccio gefiel. „Entdecke ich ihm dies," sprach er zu sich selbst, „so wird er eifersüchtig auf mich werden, und da er ihr, als ihr Gevatter, nahen kann, so oft er wünscht, so wird er mich bei ihr nach Kräften verhaßt machen, und ich werde nie etwas von ihr erlangen, was ich mir wünsche."

Als nun diese beiden Jünglinge auf die erzählte Art fortlebten, geschah es, daß Tingoccio, der mehr Gelegenheit hatte, der Geliebten seine Wünsche zu offenbaren, mit Taten und Worten es so weit zu bringen wußte, daß er sein Verlangen endlich von ihr erfüllt sah. Dies wurde Meuccio wohl gewahr; allein so unlieb es ihm auch war, so stellte er sich doch, als bemerkte er nichts, in der Hoffnung, auch seinerseits dereinst zum Ziele seiner Wünsche zu gelangen, und damit Tingoccio nicht Ursache und Anlaß hätte, ihm dies zu verderben und ihm darin hinderlich zu sein. So liebten denn diese beiden Genossen, der eine glücklicher als der andere, dasselbe Wesen, und Tingoccio, der in den Besitzungen der Gevatterin das Erdreich angenehm zu bestellen fand, grub und arbeitete so lange, bis eine Krankheit daraus erfolgte, die nach wenigen Tage so schwer wurde, daß er sie nicht bestehen konnte und aus diesem Leben schied.

Den dritten Tag, nachdem er gestorben, erschien er, weil er vielleicht nicht eher gekonnt hatte, seinem Versprechen gemäß in der Nacht in Meuccios Kammer und rief ihn, der in tiefstem Schlafe lag.

Meuccio erwachte und sagte: „Wer bist du?"

Jener antwortete: „Ich bin Tingoccio, der nach seinem Versprechen zu dir zurückkehrt, um dir Kunde aus der anderen Welt zu bringen.“

Etwas erschrak nun Meuccio wohl, als er ihn sah, doch faßte er sich und sagte: „Sei mir willkommen, Bruder,“ und dann fragte er ihn, ob er verloren sei.

„Verloren,“ antwortete Tingoccio hierauf, „sind die Dinge, die man nicht wiederfinden kann, und wie könnte ich denn hier sein, wenn ich verloren wäre?“

„Ach,“ sagte Meuccio, „ich meine nicht so, sondern ich frage dich, ob du unter den verdammten Seelen im peinigenden Feuer der Hölle bist?“

Hierauf antwortete ihm Tingoccio: „Das nicht, aber wohl befinde ich mich um meiner begangenen Sünden willen in großer Angst und Qual.“

Nun fragte Meuccio den Freund ausführlich, welche Strafe für jede einzelne der hier begangenen Sünden dort gegeben würde, und Tingoccio beschrieb sie ihm alle. Dann begehrte Meuccio zu wissen, ob er im Diesseits irgend etwas für ihn tun könne, und Tingoccio antwortete ihm, ja, und dies wäre, daß er Messen für ihn lesen ließe, Gebete spräche und Almosen gäbe, alles Dinge, die den Seelen dort sehr nützlich wären. Meuccio versprach, daß er dies gern tun wolle, und eben, als Tingoccio nun von ihm scheiden wollte, erinnerte er sich der Gevatterin, und den Kopf etwas emporhebend, sagte er: „Gut, Tingoccio, daß mir die Gevatterin einfällt, bei der du oft schliefest, als du noch hier warst; welche Buße ist dir dafür zuerkannt?“

Hierauf erwiderte Tingoccio: „Bruder, als ich dort ankam, traf ich auf einen, der alle meine Sünden auswendig zu wissen schien und der mir an einen Ort zu gehen befahl, wo ich in großer Pein meine Schuld be-

weinte und wo ich gar viele Gefährten fand, die zu derselben Buße verurteilt waren wie ich. Als ich nun so unter ihnen weinte und an das, was mit der Gevatterin geschehen war, dachte, erwartete ich immer eine noch viel größere Strafe, als mir zuerteilt war, und obwohl ich mich in einem großen und heftigen Feuer befand, so zitterte ich doch vor Furcht. Als dies einer sah, der mir zur Seite stand, sagte er: ‚Was hast du mehr als die anderen getan, daß du mitten im Feuer zitterst?‘ — ‚O,‘ antwortete ich, ‚lieber Freund, ich habe so große Furcht vor dem Richterspruche, den ich erwarte, wegen einer sehr großen Sünde, die ich einst beging.‘ — Nun fragte er mich, was das für eine Sünde sei. — ‚Sie war derart,‘ antwortete ich ihm, ‚daß ich bei meiner Gevatterin schlief, und zwar so lange, daß ich mich zugrunde richtete.‘ Hierauf verlachte er mich und sagte: ‚Geh', du Narr und fürchte nichts, denn hier hält man keine Rechnung über die Gevatterinnen.‘ Als ich dies hörte, beruhigte ich mich.“ Nach diesen Worten sagte Tingoccio, da der Tag herannahte: „Lebe wohl, Meuccio, ich kann nicht länger bei dir weilen,“ und sogleich verschwand er.

Als Meuccio nun gehört hatte, daß man im Jenseits keine Rechnungen über die Gevatterinnen halte, fing er an, sich über seine Torheit auszulachen, und wurde von nun an klüger und verständiger. Hätte dies alles aber unser Bruder Meuccio vorher gewußt, so hätte er nicht nötig gehabt, zu allerhand Trugschlüssen zu greifen, um seine gute Gevatterin zu seinen Wünschen zu bekehren.

Der Zephyr hatte sich bereits vor Sonnenuntergang erhoben, als der König, nachdem er seine Erzählung

geschlossen hatte und niemand zum Erzählen weiter übrig blieb, sich den Kranz vom Haupte nahm, ihn Lauretta auf die Stirn setzte und sagte: „Madonna, ich kröne Euch mit dem Euch eigenen Lorbeer zur Königin unserer Gesellschaft. Was nach Eurer Meinung zum Vergnügen und zur Freude aller gereichen könne, das gebietet nun als Herrscherin.“ Dann setzte er sich wieder nieder.

Lauretta, die nun Königin geworden war, ließ den Seneschall rufen und befahl ihm, in dem anmutigen Tale etwas früher als zur gewohnten Stunde die Tische aufzustellen, damit man nachher mit Gemächlichkeit zum Schloß zurückkehren könne, und darauf bezeichnete sie ihm, was er alles zu tun habe, solange ihre Herrschaft daure. Dann wieder zur Gesellschaft gewandt, sagte sie: „Dioneo gebot uns gestern, heute von den Streichen zu sprechen, die die Frauen ihren Männern spielen, und wäre es nicht, daß ich mich nicht als zum Geschlecht der Mopshunde gehörend zeigen will, die sich immer auf der Stelle rächen wollen, so würde ich gebieten, daß wir morgen von den Streichen sprächen, die die Männer ihren Frauen spielen; doch ich lasse dies beiseite und fordere nur, daß jeder daran denke, von solchen Possen zu erzählen, wie sie alle Tage eine Frau dem Manne oder ein Mann der Frau oder auch ein Mann dem anderen spielt, und hoffe, daß es dabei nicht weniger Angenehmes zu berichten geben wird, als wir heute gehabt haben.“

Darauf stand sie auf und beurlaubte die Gesellschaft bis zur Essensstunde. Frauen und Männer erhoben sich nun gleicherweise; einige von ihnen begannen mit abgelegten Schuhen durch das klare Wasser zu gehen, und andere ergötzten sich, unter den schönen und schlanken

Bäumen auf dem grünen Wiesengrunde umher zu spazieren. Dioneo und Fiammetta sangen lange zusammen von Archylas und Palämon, und so brachten sie in vielfachen und verschiedenen Ergötzlichkeiten die Zeit bis zum Abendessen heiter und vergnügt hin. Als diese gekommen war und sie nun längs dem kleinen See an ihren Tischen saßen, speißten sie ruhig und fröhlich unter dem Gesange von tausend Vögeln und stets von einer milden Abendluft befächelt, die von den umliegenden Bergen herabwehte, und von keiner Mücke gestört.

Als die Tafeln aufgehoben waren, schlenderte man noch etwas durch das anmutige Tal und begab sich dann, wie die Königin befahl, während die Sonne noch ziemlich hoch am Abendhimmel stand, langsamen Schrittes auf den Weg nach der gewöhnlichen Wohnung, über tausend Dinge scherzend und schwatzend, und gelangte spät gegen die Nacht hin zu dem schönen Palast zurück. Nachdem nun die Mühe des kleinen Weges mit kühlen Weinen und Backwerk verscheucht, begab man sich sofort zum Tanz um den schönen Springbrunnen her, bald Reigentänze nach dem Ton von Tyndarus' Schalmei, bald nach anderen Melodien ausführend. Endlich aber gebot die Königin der Filomena, einen Gesang anzustimmen, und diese begann folgendermaßen:

Wie freudlos bist du, armes Leben!
Werd' ich denn nimmer, nimmer wiederkehren,
Von wo die trübe Trennungsstunde mich geschieden?

Fürwahr, ich weiß es nicht, so glühendes Verlangen
Trag' ich in meinem Busen, dort zu sein,
Wo ich Verlass'ne einst beglückt mich wähnte.
O holdes Gut, nach dem ich stets muß langen,

Das stets mein Herz verdammt zu herber Pein,
Sag' du es mir; denn wenn ich auch mich sehnte,
Zu fragen wagt nicht die Verhöhnte.
Drum laß, o Herr, die Hoffnung wiederkehren,
Laß du mein trauernd Herz mit Trost sich nähren.

Zwar weiß ich nicht zu sagen, welche Wonnen,
Die so mein ganzes Sein entflammt,
Daß ich nicht Ruhe finde Tag und Nacht, ich fühlte.
Denn Ohr und Auge, der Empfindung Sonnen,
Mit einer Macht, die keinem angestammt,
Entzündeten die Glut, die nichts mir kühlte,
In der ich brennend so mich wühlte,
Daß nichts mit Trost mich kann ernähren,
Nichts die erschreckte Kraft macht wiederkehren.

O sprich, wird's jemals wohl und wann geschehen,
Daß ich mich wiederfinde, dort,
Wo ich die Augen küßte, die mich straften?
O teures Gut, geliebte Seele, laß mich's sehen,
Wenn du erscheinst an diesem Ort.
O sprich's, laß Trost an deinem Worte haften:
Mach, daß die Stunden sich entrafften,
Und laß sie weilen dann und wiederkehren;
Seit Amor mich verletzt, kann ich die Zeit nicht ehren.

Doch, ach, geschieht es ja, daß ich dich halte,
Werd' ich so töricht wieder sein,
Als ich einst war, dich fort von mir zu lassen?
Nein, fest umschließ' ich dich, das Schicksal walte!
Am süßen Munde dein
Muß ich den heißen Wunsch erst ganz erfassen.
Das andre dann sei mir erlassen;
Drum eile nur, in meinen Arm zu kehren, [wehren
Denn denk' ich's nur, kann ich dem frohen Sang nicht

Das Lied ließ die ganze Gesellschaft erkennen, daß Filomena von einer neuen und anmutigen Liebe gefesselt werde; und weil ihre Worte zu verraten schienen, daß sie mehr als den bloßen Anblick gekostet hatte, so hielt man sie für glücklich, und einige, die gegenwärtig waren, beneideten sie darum. Doch als ihr Gesang beendet war, nahm die Königin, die sich eben erinnerte, daß der folgende Tag ein Freitag sei, das Wort und sprach freundlich zu allen: „Ihr wißt, edle Damen, und ihr, Herren, daß morgen der Tag ist, der dem Leidensandenken unseres Heilandes gewidmet ist, ein Tag, den wir, wenn ihr euch recht erinnert, andächtig feierten, als Neifila unsere Königin war, indem wir unsere heiteren Erzählungen aussetzten, und das Gleiche taten wir an dem darauffolgenden Sonnabend. Deshalb will ich denn auch dem guten Beispiel, das Neifila uns gab, folgen und halte dafür, daß es geziemend sei, daß wir uns morgen und den folgenden Tag unseres ergötzlichen Erzählens enthalten und uns dafür an das erinnern, was an diesen Tagen zum Heile unserer Seelen geschah."

Allen gefiel die fromme Rede ihrer Königin, und als sie nun, von dieser beurlaubt, erkannten, daß ein Teil der Nacht bereits verstrichen war, ging jedermann zur Ruhe.

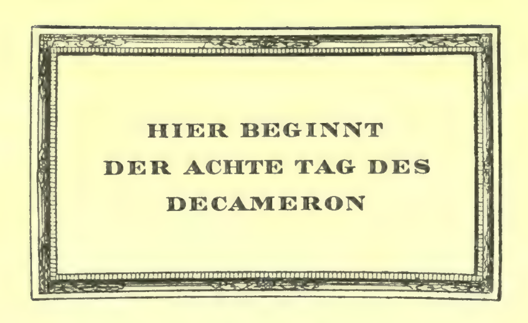




ES SCHLIESST
DES DECAMERON
SIEBENTER TAG UND ES BEGINNT
DER ACHTE,
AN WELCHEM
UNTER DER HERRSCHAFT LAURETTAS
VON DEN STREICHEN GESPROCHEN WIRD,
DIE ALLE TAGE
EINE FRAU DEM MANNE
ODER DER MANN DER FRAU
ODER AUCH EIN MANN DEM ANDEREN
SPIELT



H. Gravelot inv. T. IV. N. 13. *Ouvrier Sculp*



HIER BEGINNT DER ACHTE TAG DES DECAMERON

Schon erschienen am Sonntag früh auf den Gipfeln der höchsten Berge die Strahlen der aufgehenden Sonne, jeder Schatten schwand, und man erkannte deutlich die Dinge umher, als die Königin mit ihrer Gesellschaft aufstand, erst etwas durch das tauige Gras umherging und dann um die Mitte der zweiten Tagesstunde ein nahes Kirchlein besuchte, hier den Gottesdienst mit anhörte und dann nach Hause zurückkehrte. Nachdem man fröhlich und heiter gespeist hatte, sang und tanzte man eine Zeitlang, worauf mit Urlaub der Königin, wer da wollte, sich zur Ruhe niederlegen konnte. Doch als die Sonne bereits den Mittagskreis überschritten hatte, eilten alle, wie es der Königin gefiel, an dem schönen Springbrunnen zum gewohnten Erzählen sich niederzusetzen, und auf Befehl der Königin begann Neifila folgendermaßen:



ERSTE GESCHICHTE

Wolfhard nimmt von Gasparruolo Geld auf Borg und wird mit dessen Frau darüber einig, für ebensoviel Geld bei ihr zu schlafen; darauf gibt er es dieser und sagt in ihrer Gegenwart zu Gasparruolo, daß er es ihr gegeben, und sie muß einräumen, daß es wahr sei.

Da es dem Himmel einmal gefallen hat, daß ich am heutigen Tage mit meiner Erzählung den Anfang machen soll, so gefällt es auch mir so. Darum, ihr liebreichen Mädchen, beliebt es mir denn, euch, denen nun schon so viele Possen, die von Frauen den Männern gespielt wurden, vorgetragen sind, einen Streich zu erzählen, der von einem Manne einer Frau gespielt worden ist; doch nicht darum, daß ich diesen zu tadeln oder zu sagen gedächte, daß es der Frau nicht ganz mit Recht widerfahren sei, sondern im Gegenteil, um den Mann zu loben und die Frau zu tadeln und um euch zu zeigen, daß auch die Männer diejenigen anzuführen wissen, die ihnen allzusehr vertrauen, wie sie von denen betrogen werden, denen sie blindlings vertrauen; weshalb denn eigentlich das, was ich vortragen will, nicht ein Possen, sondern ein wohlverdienter Lohn zu nennen wäre.

Jede Frau soll durchaus ehrbar sein und ihre Keuschheit wie ihr Leben hüten, und aus keinem Grunde diese zu beflecken sich gestatten, was bei der Schwachheit unserer Natur freilich nicht so vollständig durchzuführen ist, wie es sollte. Diejenige aber, behaupte ich, verdient den Feuertod, die um Geldes willen sich dazu verleiten läßt; während ich andererseits der Meinung bin, daß die, welche aus Liebe, deren Gewalt sie als allmächtig kennt, dahin gelangt, von jedem nicht zu strengen Richter Vergebung verdient, wie vor einigen



H. Gravelot inv   . T. IV. N. 14.   Le Mire Sculp



Tagen Filostrato uns an dem Beispiel der Madonna Filippa in Prato zeigte.

Es lebte also einst in Mailand ein Deutscher im Kriegsdienste, der Gulfardo oder Wolfhard hieß, tapfer von Person und denen, in deren Dienst er stand, sehr ergeben und treu, was bei den Deutschen selten der Fall zu sein pflegt. Weil dieser die Darlehen, die ihm gegeben wurden, sehr pünktlich wieder erstattete, so hätte er leicht Handelsleute genug gefunden, die ihm für einen geringen Vorteil jede ihm beliebige Geldsumme vorgestreckt haben würden.

Dieser Mann widmete nun, in Mailand verweilend, seine Liebe einer schönen Frau, welche Donna Ambruogia hieß und die Gattin eines reichen Kaufmanns, namens Gasparruolo Cagastraccio, war, eines nahen Bekannten und Freundes von ihm; und während er sie mit aller Vorsicht liebte, ohne daß ihr Mann oder sonst jemand etwas davon gewahr wurde, schickte er eines Tages zu ihr und ließ sie bitten, ihn mit ihrer Gegenliebe zu beglücken, indem er seinerseits bereit sei, alles zu tun, was sie ihm gebieten würde. Nach vielem Hin- und Herreden kam die Frau endlich zu dem Schlusse, daß sie geneigt wäre, zu tun, was Wolfhard begehrte, wenn zweierlei erfolgte: erstens, daß dies nie von ihm jemand offenbart würde, und zweitens, daß er, der ein reicher Mann sei, ihr zweihundert Gulden gäbe, die sie eben zu einer gewissen Angelegenheit nötig habe, wofür sie dann immer zu seinem Wunsche bereit sein würde.

Als Wolfhard diesen Beweis ihrer Habsucht vernahm, erzürnte ihn ihre Niedrigkeit, und seine Liebe für sie, die er bisher für eine edle Frau gehalten hatte, verwandelte sich fast in Haß. Nun dachte er darauf, sie

zu überlisten, und ließ ihr daher antworten, er sei gern bereit, sowohl dies als alles andere, was er vermöchte, wenn es ihr gefiele, zu tun, und daher möchte sie nur schicken und ihm sagen lassen, wann sie wolle, daß er zu ihr käme; dann wolle er ihr das Geld bringen und niemand solle von dieser Sache hören, einen seiner Kameraden ausgenommen, dem er völlig vertrauen könne und der bei allem, was er täte, sein Begleiter wäre.

Als die Frau oder vielmehr das schlechte Weib dies hörte, war sie zufrieden und ließ ihm zurücksagen, ihr Mann Gasparruolo müsse binnen einigen Tagen Geschäfte halber nach Genua verreisen, dann würde sie es ihn wissen lassen und zu ihm schicken.

Nun ging Wolfhard, als es ihm Zeit schien, zu Gasparruolo und sagte zu ihm: „Ich stehe im Begriff, ein Geschäft abzuschließen, zu dem ich zweihundert Goldgulden nötig habe; diese wünsche ich von dir geliehen zu erhalten zu eben dem Zinssatz, wie du mir andere Summen zu leihen pflegst."

„Gern," antwortete Gasparruolo, und sogleich zählte er ihm das Geld auf.

Wenige Tage später ging Gasparruolo wirklich nach Genua ab, wie die Frau verheißen hatte, und deshalb schickte sie denn auch zu Wolfhard mit der Meldung, daß er zu ihr kommen und die zweihundert Goldgulden mitbringen möchte. Wolfhard nahm seinen Gefährten mit sich, ging zu dem Hause der Frau, und da er sie ihn erwartend fand, so war es das erste, was er tat, daß er ihr in Gegenwart seines Kameraden die zweihundert Goldgulden in die Hand gab, indem er also zu ihr sprach: „Madonna, nehmt hier dieses Geld und übergebt es Eurem Manne, sobald er zurückgekehrt sein wird."

Die Frau nahm sie, ohne zu merken, aus welchem Grunde Wolfhard so sprach; vielmehr glaubte sie, er täte es deshalb, damit sein Gefährte nicht bemerke, daß er das Geld ihr als Preis für sich selbst übergäbe. Darum sprach sie: „Das will ich gern tun, aber ich will zuvor sehen, wieviel es sind.“ Und nachdem sie sie nun auf einen Tisch geschüttet und gefunden hatte, daß es zweihundert waren, legte sie sie sehr zufrieden weg und kehrte dann zu Wolfhard zurück, den sie in ihre Kammer führte und nicht bloß diese, sondern viele andere Nächte, bis ihr Mann von Genua zurückkehrte, mit sich selbst zufrieden stellte.

Als Gasparruolo endlich von Genua heimkehrte, begab sich nun Wolfhard, der es so abgepaßt hatte, sogleich zu ihm und sagte in Gegenwart seiner Frau: „Das Geld, Gasparruolo, die zweihundert Goldgulden nämlich, die du mir neulich liehest, haben mir nicht dienen können, weil ich das Geschäft, zu dem ich sie nahm, nicht zu Ende bringen konnte, und darum habe ich sie sogleich deiner Frau gebracht und sie ihr zurückgegeben, und du hast nichts mehr von mir zu fordern.“

Gasparruolo wandte sich zu der Frau und fragte, ob sie sie empfangen habe. Diese, die den Zeugen gegenwärtig sah, konnte dies nicht leugnen, sondern sagte: „Allerdings habe ich sie empfangen, ich habe nur noch nicht daran gedacht, es dir zu sagen.“

Nun sagte Gasparruolo: „Ich bin zufrieden, Wolfhard, geht mit Gott, und Eure Rechnung will ich schon richtig machen.“

Wolfhard ging, und das überlistete Weib lieferte ihrem Manne den schmachvollen Preis für ihre Schlechtigkeit aus, nachdem ihr verschmitzter Liebhaber so ohne Kosten seine habsüchtige Schöne genossen hatte.

ZWEITE GESCHICHTE

Der Pfarrer von Varlungo schläft bei Frau Belcolore und läßt ihr zum Pfande seinen Mantel zurück; dann borgt er einen Mörser von ihr, schickt diesen zurück und fordert nun seinen verpfändeten Mantel, den die gute Frau mit einer spitzigen Rede zurückgibt.

Männer und Frauen lobten einmütig, wie Wolfhard die habsüchtige Mailänderin betrogen hatte, als die Königin, zu Pamfilo gewandt, ihm lächelnd gebot, fortzufahren, weshalb dieser denn folgendermaßen begann:

Schöne Damen, mir fällt zum Erzählen eine Geschichte gegen diejenigen ein, welche uns fortwährend verletzen, ohne von uns verletzt werden zu können, gegen die Priester nämlich, die gleichsam gegen alle unsere Frauen auf den Kreuzzug ausgehen und denen es dünkt, als hätten sie Indulgenz und Sündenvergebung für alle ihre Schuld erworben, wenn sie sich eine derselben unterwerfen können; nicht anders, als hätten sie aus Alexandria den Sultan selbst gefesselt nach Avignon geschleppt. Alles dies können die armen Laien ihnen gar nicht vergelten, wenngleich sie ihren Zorn an den Müttern, Schwestern, Freundinnen und Töchtern mit nicht geringerem Eifer rächen, als jene sich auf ihre Frauen stürzen. Und deshalb denke ich euch denn eine bäurische Liebschaft mit lächerlichem Ausgange zu erzählen, aus der ihr zugleich als nützliche Moral entnehmen könnt, daß auch den Priestern nicht immer alles aufs Wort zu glauben sei.

Ich sage euch also, daß zu Varlungo, einem Flecken nicht weit von hier, wie jeder von euch weiß oder gehört haben kann, einst ein Priester, rüstig und im Dienste der Weiber viel vermögend, lebte, der, obwohl er nicht viel zu lesen verstand, doch mit vielen guten



H. Gravelot inv. T. IV. N. 15. *Pire Sculp.*

und heiligen Worten Sonntags am Fuße der Ulme seine Gemeinde erbaute und besonders fleißig die Frauen besuchte, wenn ihre Männer irgendwohin gegangen waren, indem er ihnen eifriger als irgendein anderer Priester, der vor ihm hier gewesen war, Festkuchen und geweihtes Wasser, bisweilen auch ein Stückchen geweihter Kerze in ihr Haus brachte und ihnen seinen Segen gab.

Diesem geistlichen Herrn nun gefiel unter seinen Bauernweibern, die ihm der Reihe nach gefallen hatten, besonders eine, die Monna Belcolore hieß, die Frau eines Landmannes, der sich Bentivegna del Mazzo nennen ließ, und die in der Tat eine anmutige, frische, braune und kernige Bäuerin war und mehr geschickt, auf der Mühle zu mahlen, als irgendeine andere. Außerdem aber war sie auch diejenige, welche im Dorfe die Cymbel am besten schlug und am besten zu singen verstand: „Das Wasser läuft durchs Zwiebelfeld", und die beim Tanze die Ridda und den Ballonchio, wenn es darauf ankam, mit ihrem schönen und feinen Schnupftuch in der Hand besser anzuführen wußte als irgendeine andere. Um aller dieser Dinge willen verliebte sich denn unser Herr Priester so heftig in sie, daß er fast rasend vor Wut wurde und den ganzen Tag nichts zu tun wußte, als herumzustreichen und Maulaffen feilzuhalten, bloß um sie sehen zu können. Und wenn er sie am Sonntagmorgen in der Kirche wußte, so quälte er sich beim Singen seines Kyrie und Sanctus so sehr, sich als ein großer Meister im Gesang zu zeigen, daß man einen schreienden Esel zu hören glaubte, während er, wenn er sie nicht sah, leicht genug darüber hinging. Bei alledem wußte er es jedoch so einzurichten, daß Bentivegna del Mazzo nichts gewahr wurde, noch irgend ein Nachbar von ihm.

Um nun aber das Zutrauen der Monna Belcolore mehr und mehr zu gewinnen, beschenkte er sie von Zeit zu Zeit und schickte ihr bald ein Bund frischen Knoblauchs, den er am schönsten in der ganzen Gegend in seinem mit eigenen Händen bestellten Garten zog, bald einen Korb voll Erbsen und bisweilen ein Bukett von frischen Maizwiebeln und feinen Wurzelbollen, und wenn er seine Zeit abpassen konnte, blickte er sie erst ein wenig schmollend an und machte ihr dann verliebte Vorwürfe; doch sie ging immer, indem sie tat, als verstünde sie ihn nicht, scheu und fremd vorüber, weshalb denn mein Herr Priester mit ihr auf keine Weise zum Ziel kommen konnte.

Als aber eines Tages unser liebereicher Priester wieder in der brennenden Mittagshitze maulaffend im Felde umherstrich, begegnete er dem Bentivegna del Mazzo, der einen Esel voller Sachen vor sich her trieb. Diesen redete er an und fragte, wohin er ginge.

„Gottestreu," entgegnete Bentivegna, „bei meiner Seele, Herr, ich gehe nach der Stadt um einer Angelegenheit willen und bringe diese Sachen hier dem Herrn Bonacorri da Ginestreto, daß er mir aus einer Geschichte helfe, um die ich von dem Herrn Periculator von Gerichtswegen im Parentorio zu erscheinen vorgefordert worden bin."

Froh erwiderte der Priester hierauf: „Du tust recht, mein Sohn, geh nur mit meinem Segen auf den Weg und kehre bald heim, und wenn dir der Capuccio oder Naldino begegnete, so vergiß nicht, ihnen zu sagen, sie möchten mir bald die Riemen zu meinen Dreschflegeln bringen."

Bentivegna antwortete, das solle geschehen.

Und wie der Bauer nun so weiter nach Florenz zu

ging, fiel dem Priester ein, jetzt sei es Zeit, zur Belcolore zu gehen und sein Glück bei ihr zu versuchen. Schnell nahm er nun den Weg zwischen die Beine, und ohne anzuhalten ging er zu ihrem Hause hin. Hier trat er ein und sagte: „Gott segne uns! Ist niemand daheim?"

Die Belcolore, die auf den Boden gegangen war, hörte ihn und antwortete: „O Herr, seid willkommen! Was streicht Ihr denn aber so müßig bei dieser Hitze umher?"

„So wahr mir Gott helfe," antwortete der Priester, „ich kam, um ein Weilchen bei dir zu bleiben, da ich deinen Mann nach der Stadt unterwegs fand."

Nun stieg die Belcolore hinab, setzte sich nieder und fing an, den Kohlsamen zu verlesen, den ihr Mann kurz vorher gedroschen hatte.

Der Priester aber begann das Gespräch: „Nun wohl, Belcolore, willst du mich denn immer auf diese Art vor Liebe verschmachten lassen?"

Belcolore fing an zu lachen und sagte: „Was tue ich Euch denn?"

„Nichts tust du mir," sagte der Priester; „aber du läßt mich auch nicht tun, was ich dir gern tun möchte und was der Himmel geboten hat."

„Geht, geht," sagte Belcolore. „Tun denn die geistlichen Herren dergleichen?"

„Besser als andere Menschen", versetzte der Priester, „tun wir es. Und warum auch nicht? Ich sage dir, wir machen weit bessere Arbeit als andere, und weißt du warum? Weil wir nur selten mahlen und mit gesammeltem Wasser! Aber wahrhaftig, dein Schade soll es nicht sein, wenn du reinen Mund hältst und mich machen läßt."

Nun sprach die Belcolore: „Und was soll es mein Schade nicht sein? Seid ihr nicht allesamt knausriger als der Gottseibeiuns?"

„Ich wüßte nicht," antwortete der Priester hierauf; „fordere nur, und willst du ein Paar neue Schuhe oder ein Stirnband oder ein schönes Stück feines Tuch, oder was du willst."

Die Belcolore erwiderte: „Schon gut, Herr, dergleichen Dinge habe ich auch. Aber wenn Ihr mich doch so lieb habt, warum erweist Ihr mir nicht einen Dienst, wofür ich tun würde, was Ihr wollt?"

„Sprich nur," sagte der Priester, „sag, was du verlangst, und gern will ich es tun."

„Sonnabend muß ich", antwortete die Belcolore, „nach Florenz gehen und Wolle abgeben, die ich gesponnen habe, und meine Spindel ausbessern lassen, und wenn Ihr mir nun fünf Lire borgt, die Ihr habt, wie ich weiß, so kann ich meinen schwarz-blauen Rock von dem Pfandleiher wieder einlösen und meinen ledernen Festtagsgurt mit der Schnalle dazu, den ich meinem Manne in die Ehe gebracht habe; denn Ihr seht, ich kann fürwahr nicht mehr in die Kirche gehen noch sonst irgend wohin, wenn ich ihn nicht habe. Und dann will ich auch immer tun, was Ihr haben wollt."

„So wahr mir Gott gute Zeit beschere," antwortete der Pater, „ich habe nicht soviel Geld bei mir; aber verlaß dich drauf, ehe der Sonnabend kommt, will ich machen, daß du die fünf Lire haben sollst, und das gern."

„Ja," sagte die Belcolore, „schöne Versprecher seid ihr alle, aber hinterher haltet ihr keinem Menschen Wort. Denkt Ihr mir's zu machen, wie der Biliuzza, die Ihr mit tauben Nüssen heimschicktet? Gottestreu

nicht, denn die ist ohnehin eine Hure geworden! Habt Ihr keine fünf Lire bei Euch, so geht und holt sie!"

„Ach," erwiderte der Priester, „schick mich nicht jetzt bis nach Hause hin, denn du siehst, ich habe das Glück eben fest, und kein Mensch ist da, und vielleicht, wenn ich wiederkomme, ist jemand da, der uns hinderte, und ich weiß dann nicht, wann mir's wieder so gut glückt, wie eben jetzt."

„Schon recht," entgegnete sie, „wollt Ihr gehen, so geht, wollt Ihr nicht, so haltet aus!"

Der Priester, der sie nicht geneigt sah, außer dem „Erlöse mich vom Bösen", was er wünschte, zu tun, und der doch gern „sine Custodia" bleiben wollte, sagte nun: „Sieh, du glaubst mir also nicht, daß ich sie dir bringe? Damit du mir traust, will ich dir diesen meinen dunkelblauen Mantel zum Pfande lassen."

Die Belcolore blickte hoch auf und entgegnete: „Nun, den Mantel — was ist denn der wohl wert?

„Wie," sagte der Priester, „was der wert ist? Du mußt wissen, daß er von niederländischem Tuche ist, ins mittelländische übergeht und daß ihn mancher unter uns für oberländisches hält, und noch sind es nicht vierzehn Tage her, daß er mir beim Trödler Lotto gute sieben Lire kostete, und ich habe ihn noch um fünf Soldi zu wohlfeil gekauft, wie mir Buglietto sagte, der, wie du weißt, sich auf solche dunklen Tuchsachen versteht."

„Herrje," rief die Belcolore, „nun steh mir bei! Das hätte ich nimmermehr geglaubt. Doch aber, gebt ihn mir erst her!"

Der Herr Pater, der den Bogen gespannt hatte, zog sich den Mantel ab und gab ihn ihr. Sie aber legte ihn weg und sagte dann: „Nun, Herr, laßt uns in den

Speicher gehen, denn dahin kommt kein Mensch", und so taten sie denn. Hier freute sich der Pater denn ihrer eine geraume Zeit mit den süßesten Schmätzen von der Welt und sie zu einer Verwandten des Himmels machend. Dann ging er im Unterkleid, als habe er bei einer Hochzeit offiziert, von dannen und kehrte zu seiner Kirche heim.

Hier rechnete er nun nach, daß, wieviel Lichterchen er auch im ganzen Jahr an Opfern sammelte, diese doch nicht die Hälfte von fünf Liren wert wären, und nun sah er ein, daß er übel getan hatte, und es reute ihn, seinen Mantel zurückgelassen zu haben, so sehr, daß er auf Mittel zu denken anfing, wie er ihn ohne Auslage wiedererlangen könne. Und weil er denn von Natur etwas boshaft war, entdeckte er nur allzu leicht, wie er sich zu verhalten habe, um ihn wieder zu erhalten, und so gelang es ihm denn auch.

Am folgenden Tage nämlich, der ein Festtag war, schickte er einen kleinen Knaben von einem seiner Nachbarn zu Monna Belcolores Haus und ließ sie bitten, daß sie doch so gut sein möchte, ihm ihren Steinmörser zu leihen, denn diesen Morgen äßen Binguccio del Poggio und Nuto Buglietti bei ihm, und er möchte ihnen gern eine Sauce machen. Die Belcolore schickte ihn ihm; und als es nun um die Essensstunde war, paßte der Priester es so ab, daß Bentivegna del Mazzo und seine Frau zusammen speisten, und rief seinen Chorknaben, zu dem er sagte: „Nimm diesen Mörser, trag ihn zu Frau Belcolore zurück und sprich: Der Herr Pfarrer sagt Euch vielen Dank, und Ihr möchtet ihm doch seinen Mantel wiederschicken, den der Knabe Euch als Pfand zurückgelassen hatte."

Der Chorknabe ging nach dem Hause der Belcolore

mit dem Mörser und fand sie mit Bentivegna bei Tische essend. Hier setzte er den Mörser nieder und richtete die Bestellung aus.

Als die Bäuerin sich den Mantel abfordern hörte, wollte sie antworten; aber Bentivegna sprach mit zornigem Gesicht: „Also nimmst du ein Pfand von unserem Herrn Pfarrer an? Bei Christi Leib, ich schwöre, daß mir die Lust ankommt, dir eine tüchtige Maulschelle zu versetzen. Mach', gib ihn ihm zurück, daß dich der Henker, und nimm dich in acht, daß du ihm nicht nein sagst, was er auch jemals fordere, und begehrte er selbst unseren Esel, geschweige denn etwas anderes."

Brummend stand die Belcolore auf, ging nach dem Bettschrank hin, zog den Mantel hervor und gab ihn dem Chorknaben, indem sie sagte: „Sprich so von mir zu deinem Herrn: Die Belcolore gelobt zu Gott, daß Ihr nie wieder eine Sauce in ihrem Mörser stoßen sollt, weil Ihr ihr so schlechte Ehre mit dieser gemacht habt."

Der Knabe ging mit dem Mantel fort und richtete die Bestellung aus. Lächelnd sagte der Priester zu ihm: „Sag ihr, wenn du sie siehst, daß, wenn sie mir den Mörser nicht mehr borgen will, ich ihr auch den Stößel nicht mehr leihe; eins mag fürs andere gehen."

Bentivegna glaubte, die Frau ließ ihm dies sagen, weil er sie gescholten habe, und kümmerte sich nicht weiter darum. Aber Belcolore blieb mit dem Pfarrer auf gespanntem Fuße und maulte mit ihm bis zur Weinlese; doch als ihr der Pfarrer gedroht hatte, sie geradeswegs dem großen Lucifer in den Rachen zu schicken, söhnte sie sich aus lauter Furcht zwischen dem Most und den warmen Kastanien mit ihm wieder aus, und öfters

trieben sie dann noch ihr lustiges Leben. Als Ersatz für die fünf Lire aber ließ der Pfarrer ihr ihre Cymbel mit neuem Pergament überziehen und ein Glöcklein daran hängen, und damit war sie zufrieden.





H. Gravelot inv. T. IV. N. 16. *Pasquier Sculp.*

DRITTE GESCHICHTE

Calandrino, Bruno und Buffalmacco suchen in der Schlucht des Mugnone nach dem Wunderstein Heliotrop, und Calandrino glaubt ihn gefunden zu haben; mit Steinen beladen kehrt er nach Hause zurück; die Frau schilt ihn aus; erzürnt schlägt er sie und erzählt nun seinen Gefährten, was diese besser wissen als er.

Nach Pamfilos Geschichte, über welche die Damen noch lachten, als sie zu Ende war, befahl die Königin Elisa fortzufahren. Diese begann noch immer lachend:

Ich weiß nicht, anmutige Mädchen, ob es mir gelingen wird, euch mit meiner kleinen Erzählung, die nicht weniger wahr als spaßhaft ist, auch soviel lachen zu machen, wie Pamfilo mit der seinigen getan hat; doch wenigstens will ich mir Mühe geben.

In unserer Stadt, die immer an wechselnden Manieren und sonderbaren Leuten reich gewesen ist, lebte vor noch nicht langer Zeit ein Maler, namens Calandrino, ein einfältiger Mensch von wunderlichen Sitten, welcher die meiste Zeit mit zwei anderen Malern umging, von denen der eine Bruno und der andere Buffalmacco hieß, sehr spaßhafte Leute, im übrigen aber aufgeweckt und verständig. Diese gingen mit Calandrino besonders deshalb um, weil sein Benehmen und seine Einfalt ihnen oft großen Spaß bereiteten.

Zu gleicher Zeit lebte in Florenz ein junger Mann von wunderbarer Ergötzlichkeit in allem, was er unternehmen wollte, dabei lustig und einnehmend, namens Maso del Saggio. Dieser hatte etwas von der Einfalt des Calandrino gehört und nahm sich nun vor, seinen Scherz mit ihm zu treiben, indem er ihm irgendeinen Streich spielte oder ihm irgend etwas Seltsames aufheftete. Eines Tages nun fand er ihn durch Zufall in der Kirche

San Giovanni, und da er ihn aufmerksam vor den Gemälden und Schnitzwerken des Tabernakels, welches über dem Altar dieser Kirche erst kurz vorher aufgestellt war, stehen und sie betrachten sah, so glaubte er Zeit und Ort zu seinem Zweck gefunden zu haben, und nachdem er seinen Begleiter von dem, was er tun wollte, unterrichtet hatte, nahten sie sich beide dem Orte, wo Calandrino allein saß, und indem sie taten, als bemerkten sie ihn nicht, fingen sie an, von der Wunderkraft vieler Steine zu sprechen, und Maso erzählte so eindringlich davon, als wäre er ein berühmter und großer Steinkundiger gewesen.

Calandrino spitzte bei diesem Gespräch die Ohren, stand dann nach einiger Zeit auf, und da er hörte, daß es keine Heimlichkeit war, trat er zu ihnen heran. Dies war dem Maso ganz nach Wunsch, und als er nun in seinen Erzählungen fortfuhr, fragte ihn Calandrino bald, wo denn diese so wunderkräftigen Steine eigentlich gefunden würden.

Nun erwiderte ihm Maso, die Mehrzahl würde in Plapperstadt, einer Gegend des Baskenlandes, gefunden, in einem Landstrich, den man Wohlbekomms nenne, ebenda, wo man auch die Weinreben mit Bratwürsten anbände und eine Gans für einen Dreier bekäme und ein Gänschen obendrein; und hier wäre ein Berg, ganz von geriebenem Parmesankäse, auf dem Menschen ständen, die nichts anderes machten als Makkaroni und Eierklöße, die sie in Kapaunenbrühe kochten und dann den Berg herunterkollerten, und wer die meisten auffinge, der hätte die meisten. Und nicht weit davon liefe auch ein Bach, ganz von Vernaccia-Wein, vom besten, den man trinken könnte, und in dem kein Tropfen Wasser wäre.

„Ho, ho," sagte Calandrino, „das ist ja ein herrliches Land; aber sage mir, was fängt man mit all den Kapaunen an, die diese Menschen kochen?"

„Die essen die Basken alle auf," antwortete Maso.

„Bist du jemals dort gewesen?" fragte Calandrino nun.

„Fragst du mich, ob ich da gewesen bin?" entgegnete Maso; „so gut einmal wie tausend!"

Nun sagte Calandrino: „Und wieviel Miglien sind es bis dahin?"

„Mehr als tausend," antwortete Maso, „die ganze Nacht durchsausend."

„Nun, so muß es ja weiter sein, als die Abruzzen," entgegnete Calandrino.

„Ei freilich," versetzte Maso, „ein bißchen!"

Der einfältige Calandrino, der den Maso alles dies mit einem ernsten Gesicht und ohne zu lachen versichern hörte, schenkte ihm den Glauben, den man nur der ausgemachtesten Wahrheit schenken kann; er hielt alles für zuverlässig und sagte: „Das ist für mich zu weit, aber wahrhaftig, wenn es näher wäre, ich sage dir, ich ginge einmal mit dir dahin, bloß um zu sehen, wie die Makkaroni herunterkollern, und mir eine Schüssel voll davon zu holen, woran ich genug hätte. Aber sage mir, der du gesegnet seiest, findet man denn in dieser Gegend hier keinen von allen diesen Wundersteinen?"

„Ei freilich," entgegnete Maso; „zwei Arten von Steinen werden hier gefunden, von gar großer Kraft. Die ersten sind die Wacksteine von Settignano und von Montisci, durch deren Zauberkraft, wenn man sie in Mühlsteine verwandelt hat, das Mehl gemacht wird, und darum sagt man denn auch in jenen Ländern jenseits: ‚Von Gott kommen die Gnadengaben und von Montisci

die Mühlsteine.‘ Aber es ist von diesen Wacksteinen eine solche Menge vorhanden, daß sie bei uns wenig geschätzt werden, ungefähr wie dort die Smaragde, von denen größere Berge vorhanden sind, als der Morelloberg ist, und die um Mitternacht glänzen, daß dich Gott behüte. Und du mußt wissen, daß, wer die fertigen Mühlsteine in Ringe fassen ließe, ehe man das Loch hindurch macht, und sie so dem Großsultan brächte, der könnte von ihm erlangen, was er begehrte. Die andere Art ist ein Stein, den wir Steinkundigen Heliotrop nennen, ein Stein von gar gewaltiger Kraft; denn wisse, wer ihn nur trägt, der wird, solange er ihn bei sich hat, von niemand anderem gesehen, wo er ist.“

Calandrino sagte: „Das sind gar gewaltige Zauberkräfte; aber wo wird dieser zweite Stein gefunden?“

Maso erwiderte ihm, daß sie in dem Mugnone gefunden zu werden pflegten.

„Und von welcher Größe ist dieser Stein,“ fragte Calandrino, „und wie ist seine Farbe?“

„Von Größe ist er verschieden,“ antwortete Maso, „einer ist größer, der andere ist kleiner, aber von Farbe sind sie alle fast schwarz.“

Calandrino merkte sich dies alles aufs beste, tat dann, als hätte er etwas anderes zu tun, schied von Maso und nahm sich nun fest vor, nach diesem Stein zu suchen; doch beschloß er, dies nicht ohne Vorwissen des Bruno und Buffalmacco zu tun, die er besonders und vorzüglich liebte. Er machte sich also daran, sie aufzusuchen, um ohne Aufschub und vor jedem anderen nach jenem Steine auszugehen, und den ganzen Rest dieses Morgens brachte er damit zu, ihnen nachzujagen. Zuletzt, als die Mittagsstunde schon längst vorüber war, erinnerte er sich endlich, daß jene im Kloster der

Nonnen von Faenza arbeiteten, und so groß nun auch die Hitze war, ließ er doch jedes andere Geschäft im Stich, eilte fast in vollem Lauf zu ihnen, rief sie herbei und sprach zu ihnen: „Kameraden, wollt ihr mir glauben, so können wir die reichsten Leute von Florenz werden; denn ich habe von einem glaubwürdigen Mann soeben gehört, daß sich im Mugnonetal ein Stein findet, der den, der ihn an sich trägt, für jedermann unsichtbar macht. Mir scheint daher, daß wir ohne Aufschub und ehe irgendein anderer dahin kommt, diesen zu suchen eilen müssen. Gewiß werden wir ihn finden, denn ich kenne ihn; haben wir ihn aber einmal gefunden, was haben wir dann weiter zu tun nötig, als ihn uns in die Tasche zu stecken und zu den Tischen der Wechsler hinzugehen, welche, wie ihr wißt, immer mit Groschen und Guldenstücken beladen sind, und uns soviel davon zu nehmen, als wir nur immer wollen? Kein Mensch sieht uns dabei, und so können wir in kurzer Zeit reich werden, ohne daß wir den ganzen Tag die Wände zu beschmieren brauchen, wie die Schnecke es macht."

Als Bruno und Buffalmacco ihn so reden hörten, fingen sie unter sich an zu lachen, sahen sich dann einer den anderen an, stellten sich sehr verwundert und priesen laut Calandrinos Anschlag. Jedoch fragte ihn Buffalmacco, wie denn dieser Wunderstein hieße.

Dem Calandrino, der von grobem Teig geknetet war, war dieser Name bereits entfallen; deshalb versetzte er: „Was kümmert uns der Name, wenn wir nur seine Kraft kennen! Mir dünkt, wir gehen, und zwar ohne allen Aufschub, ihn zu suchen."

„Wohlan," sagte Bruno, „wie aber sieht er aus?"

„Es gibt deren von allen Gestalten," sagte Calan-

drino, „aber alle sind fast schwarz; darum denke ich, wir sammeln alle schwarzen Steine, die wir finden, solange, bis wir auf diesen treffen; und nun, keine Zeit verloren, sondern fort!“

„Warte noch,“ sagte ihm Bruno; dann zu Buffalmacco gewandt, sprach er: „Calandrino scheint mir ganz recht zu haben, doch deucht mir, daß die Stunde dazu wenig geeignet ist, denn die Sonne steht hoch und scheint gerade in das Mugnonetal hinein und trocknet die Steine alle ab, so daß selbst die weiß erscheinen, die am Morgen, ehe die Sonne sie getrocknet hat, schwarz aussehen; außerdem sind heute auch aus mancherlei Gründen viel Menschen in dem Tal, denn heute ist Werktag, und wenn die uns sehen, so könnten sie leicht erraten, was wir dort machten, und es uns vielleicht nachtun; der Wunderstein könnte ihnen in die Hände fallen, und wir hätten das Gewisse für das Ungewisse verloren. Darum dünkt mir, wenn es auch euch so scheint, daß dies ein Geschäft für die Morgenstunde sei, wo man die schwarzen Steine besser von den weißen unterscheidet, und zwar für einen Festtag, wo niemand dort ist, der uns sehen kann.“

Buffalmacco lobte den Vorschlag des Bruno, Calandrino stimmte ein, und sie verabredeten daher, den nächsten Sonntagmorgen alle drei zusammen nach diesem Wunderstein zu suchen; vor allem aber beschwor Calandrino sie, ja keinem Menschen in der Welt davon zu sagen, weil ihm die Sache als ein Geheimnis anvertraut sei. Und dies gesagt, erzählte er ihnen, was er von dem Schlaraffenlande gehört habe, indem er mit mehreren Eiden bekräftigte, daß dem allen so wäre.

Als Calandrino fort war, verabredeten jene unter sich,

was sie nun in dieser Sache zu tun hätten. Calandrino unterdessen erwartete mit Sehnsucht den Sonntag morgen. Als dieser erschien, stand er bei der ersten Morgenröte auf, rief seine Gefährten herbei, und alle drei gingen zum Sanct-Gallus-Tor hinaus, stiegen in die Schlucht hinab und gingen nun, nach dem Wundersteine suchend, immer tiefer hinunter. Calandrino, als der Ungeduldigste, ging voran, sprang behend bald hierhin, bald dorthin, wo er irgendeinen schwarzen Stein erblickte, warf sich über ihn her, raffte ihn auf und steckte ihn in seine Brusttasche.

Seine Kameraden folgten ihm und hoben bald den einen, bald den anderen Stein auf; doch Calandrino war noch nicht weit gekommen, als er schon den Busen voll hatte, weshalb er sich denn die Flügel seines Rockes hochhob, aus ihnen einen weiten Schoß machte, und nachdem er sie auf allen Seiten an der Hose befestigt hatte, füllte er auch diesen so bald voll, daß er nach kurzer Zeit auch aus seinem Mantel eine Tasche bilden mußte und diese gleichfalls mit Steinen füllte.

Als Buffalmacco und Bruno den Calandrino nun so beladen und die Essensstunde herangekommen sahen, begann Bruno, nach der unter ihnen getroffenen Verabredung, zu Buffalmacco: „Aber wo ist denn Calandrino?"

Buffalmacco, der ihn dicht vor sich sah, wandte sich um, blickte hier und dort umher und antwortete: „Ich weiß gar nicht, er war doch eben erst dicht vor uns."

Bruno erwiderte: „Obgleich er das eben erst war, so bin ich doch gewiß, daß er jetzt zu Hause beim Essen ist; und uns läßt er hier in dem Aberwitz zurück, schwarze Steine zu suchen die ganze Schlucht hinab."

„Wahrhaftig, er hat es recht gemacht,“ sagte Buffalmacco hierauf, „uns zum besten gehabt und im Stich gelassen zu haben, weil wir solche Narren waren, ihm zu glauben! Traun, wer wäre auch so einfältig gewesen, zu glauben, daß in unserem Mugnonetal sich ein so kostbarer Wunderstein finden sollte!“

Als Calandrino solche Reden hörte, war er bei sich überzeugt, daß der gewünschte Stein ihm in die Hände gefallen wäre und daß es dessen Wirkung sei, daß jene ihn nicht sähen, obgleich er ihnen ganz nahe war. Erfreut über diesen Glücksfall, beschloß er, ohne ihnen eine Silbe zu antworten, schnell nach Hause umzukehren, und mit zurückgewendeten Schritten fing er daher an, sich fortzuschleichen.

Als Buffalmacco dies sah, sprach er zu Bruno: „Was sollen wir tun und warum gehen wir nicht auch heim?“

„Laß uns gehen,“ antwortete Bruno, „aber ich schwöre bei Gott, daß mir Calandrino keinen solchen Streich wieder spielen soll; und hätte ich ihn jetzt so nahe, wie ich ihn diesen ganzen Morgen gehabt habe, ich wollte ihm eins mit diesem Kiesel versetzen, daß er wohl einen Monat lang an diesen Spaß denken sollte.“ Und dies sagen, die Hand ausstrecken und den Kiesel dem Calandrino gegen die Hacken schleudern, war alles eins.

Calandrino fühlte den Schmerz, hob die Beine in die Luft und fing an zu prusten; doch verhielt er sich still und machte sich weiter fort.

Indessen nahm auch Buffalmacco einen der Steine, die er gesammelt hatte, in die Hand und sagte zu Bruno: „Sieh, was für ein herrlicher Kiesel! Ich wollte, er führe dem Calandrino in die Seiten!“ Und nun ließ er ihn fahren und traf jenen damit tüchtig an die Hüften.

Kurz und gut, so fuhren sie fort, unter Spott und Hohn ihn den Mugnone hinauf bis zu dem Sanct-Gallus-Tore zu steinigen. Hier warfen sie die Steine, die sie gesammelt hatten, auf die Erde und sprachen dann einen Augenblick mit den Zollwächtern, die, vorher von ihnen unterrichtet, taten, als sähen sie den Calandrino nicht, und ihn unter dem heftigsten Lachen von der Welt vorübergehen ließen.

Dieser setzte, ohne anzuhalten, seinen Weg nach seinem Hause fort, das nahe beim Canto alla Macina lag. Und so sehr unterstützte das Glück freundlich diesen Spaß, daß, während Calandrino über den Fluß und dann durch die Stadt schritt, niemand ihn anredete, in der Tat, weil er nur wenigen begegnete, da fast jedermann bei Tische war.

So gelangte denn unser Calandrino schwer beladen in seinem Hause an. Zufällig stand seine Frau, welche Monna Tessa hieß und eine schöne und wackere Frau war, oben an der Treppe, und etwas erzürnt über sein langes Ausbleiben, fing sie an, als sie ihn kommen sah, ihn auszuschelten: „Wie, mein Schatz, führt dich der Teufel endlich heim? Alle Welt hat schon gegessen, wenn du zum Mittag nach Hause kommst.“

Als Calandrino das hörte und bemerkte, daß er gesehen wurde, fing er wütend vor Zorn und Schmerz an: „Weh mir, schlechtes Weib, mußt du gerade hier sein? Du hast mich ruiniert! Aber Gottstreu, du sollst es mir bezahlen!“

Hierauf sprang er in einen Vorsaal, schüttete die große Menge Steine, die er herbeigeschleppt hatte, aus, stürzte dann wütend auf die Frau zu, ergriff sie bei den Haaren, warf sie nieder und gab ihr, soviel er Arme und Füße rühren konnte, Stöße und Püffe auf den ganzen Körper,

ohne ihr ein Haar auf dem Haupt oder ein Knöchlein übrig zu lassen, das er ihr nicht mürbe gemacht hatte, indem es ihr nichts nützte, daß sie ihn mit gefalteten Händen um Gnade anflehte.

Nachdem Buffalmacco und Bruno mit den Torwächtern etwas gelacht hatten, folgten sie langsamen Schrittes und etwas entfernt dem Calandrino, gelangten an die Schwelle seiner Tür und hörten nun die heftigen Schläge, die er seiner Frau austeilte. Sie taten, als kämen sie eben erst an, und riefen ihm zu; Calandrino, schweißtriefend, blutrot und atemlos, trat an das Fenster und bat sie, zu ihm heraufzukommen. Jene stellten sich etwas ärgerlich, gingen hinauf und fanden nun den Saal voller Steine und in einer Ecke desselben die Frau mit zerrauftem Haar, braun und blau geschlagen, zerstoßen im Gesicht, heftig weinend, und auf der anderen Seite Calandrino mit aufgelöstem Gürtel, stöhnend und wie ein totmüder Mensch dasitzend.

Als sie dies eine Zeitlang angesehen hatten, sprachen sie: „Was bedeutet das, Calandrino? Willst du hier mauern, daß wir hier so viele Steine sehen?“ Dann fügten sie hinzu: „Und was fehlt der Monna Tessa? Es scheint, du hast sie geschlagen; was sind das für Geschichten?“

Calandrino, erschöpft von der Last der Steine und von der Wut, mit der er seine Frau geschlagen hatte, und von dem Schmerz über das Glück, das er verloren zu haben glaubte, konnte nicht ganz Atem sammeln, um zwei zusammenhängende Worte zur Erwiderung zu bilden. Als er daher damit zauderte, begann Buffalmacco von neuem: „Calandrino, wenn du andere Ursache zum Zorn hattest, so hättest du uns nicht quälen sollen, wie du getan hast; denn nachdem du uns hinaus-

geführt hast, mit dir nach dem köstlichen Stein zu suchen, hast du uns, ohne uns: Gott befohlen! oder: Geh zum Henker! zu sagen, wie ein paar Maulaffen draußen in der Schlucht stehen lassen und bist nach Hause gegangen, was wir dir sehr übelnehmen; aber wahrhaftig, es ist das letztemal, daß du uns solche Streiche spielst!"

Bei diesen Worten tat Calandrino sich Gewalt an und antwortete: „Kameraden, werdet nicht böse, die Sache steht anders, als ihr denkt. Ich Unglücklicher hatte diesen Stein wirklich gefunden; und wollt ihr sehen, ob ich euch die Wahrheit sage? Als ihr euch zuerst untereinander fragtet, war ich nicht zehn Ellen weit von euch entfernt, und da ich sah, daß ihr eures Weges ginget, ohne mich zu sehen, kehrte ich in die Stadt zurück und bin immer dicht vor euch hergegangen." Und nun fing er an, ihnen von Anfang bis zu Ende zu erzählen, was sie getan und gesagt hätten, zeigte ihnen seinen Rücken und seine Fersen, wie sie sie mit ihren Kieseln zugerichtet hatten, und fuhr dann fort: „Und ich muß euch sagen, daß, als ich mit allen diesen Steinen im Busen, die ihr hier seht, durch das Tor ging, mir nicht das geringste gesagt wurde, und ihr wißt doch, wie unangenehm und plagend sonst diese Torhüter sind, und wie sie alles sehen wollen. Und außerdem habe ich auf der Straße Gevattern und Freunde genug angetroffen, die mich sonst immer anreden und zum Trinken einladen; doch keiner war unter ihnen, der mir nur ein einziges, ja nur ein halbes Wort gesagt hatte, denn natürlich: sie sahen mich nicht.

„Endlich komme ich denn hier im Hause an; da tritt mir der Teufel von verdammtem Weibe entgegen und sieht mich, da, wie ihr wißt, die Weiber jedem

Dinge seine Kraft rauben, und so bin ich denn, der ich mich den glücklichsten Menschen von Florenz nennen konnte, durch sie zu dem unglücklichsten geworden; und darum habe ich sie zerbläut, solange ich die Hände habe rühren können, und noch weiß ich nicht, warum ich mich zurückhalte, daß ich ihr nicht die Adern aufschneide; denn verdammt sei die Stunde, wo ich sie zuerst sah und wo sie mir in das Haus kam!"

Und von neuem von Zorn ergriffen, wollte er aufstehen, um sie abermals zu schlagen. Doch als Buffalmacco und Bruno dies hörten, stellten sie sich höchst erstaunt, und indem sie oft bestätigten, was Calandrino sagte, hatten sie so große Lust zu lachen, daß sie fast herausplatzten. Als sie ihn aber wütend aufspringen sahen, um seine Frau von neuem zu schlagen, traten sie dazwischen, hielten ihn zurück und versicherten ihm, daran habe die Frau durchaus keine Schuld, sondern er allein, da er wisse, daß die Frauen allen Dingen ihre Kraft raubten, und er ihr nicht gesagt hätte, daß sie sich hüten möge, an diesem Tage vor ihm zu erscheinen. Diese Voraussicht aber habe ihm Gott geraubt, entweder weil dies Glück ihm nicht zuteil werden solle oder weil er die Absicht gehabt hätte, seine Gefährten zu täuschen, denen er, als er bemerkte, daß er den Stein gefunden habe, dies hätte mitteilen sollen.

Nachdem sie nun so nach vielem Hin- und Herreden die weinende Frau nicht ohne große Mühe mit ihm wieder versöhnt hatten, schieden sie, indem sie ihn trübsinnig in seinem Hause voller Steine zurückließen.



H Gravelot inv. T. IV. N. 17. *Tardieu Sculp*

VIERTE GESCHICHTE

Der Propst von Fiesole liebt eine Witwe, von der er nicht wieder geliebt wird, und während er bei ihr zu schlafen glaubt, beschläft er ihre Magd, bei der die Brüder der Frau ihn von dem Bischof ertappen lassen.

Elisa war mit ihrer Geschichte zu Ende, die sie nicht ohne großes Ergötzen für die ganze Gesellschaft erzählt hatte, als die Königin sich zu Emilia wandte und ihr dadurch andeutete, daß sie ihr zu erzählen geböte. Diese begann daher schnell in folgender Art.

Wie sehr, ihr wackeren Mädchen, die Priester und Mönche und überhaupt alle geistlichen Herren Versucher unserer Gemüter sind, das wurde euch, wie ich mich erinnere, schon durch mehr als eine Geschichte bewiesen. Aber weil man nicht soviel davon erzählen kann, daß nicht noch mehr davon zu sagen wäre, so denke ich euch zu jenen noch eine Geschichte von einem Propst zu erzählen, der es der ganzen Welt zum Trotz durchsetzen wollte, daß eine edle Frau ihn liebe, mochte sie nun wollen oder nicht. Diese aber behandelte ihn, weil sie verständig war, gerade so, wie er es verdiente.

Wie jede von euch weiß, war Fiesole, dessen Berg wir von hier aus sehen können, eine alte und sehr bedeutende Stadt, die, obgleich jetzt fast zerstört, darum doch nie aufgehört hat, ihren Bischof zu besitzen, und ihn noch besitzt. Hier nun, nahe bei der Hauptkirche, wohnte einst eine Witwe von guter Familie, namens Monna Piccarda, auf ihrem Gute und in einem nicht allzu großen Hause, und da sie eben nicht die reichste Frau auf Erden war, so verlebte sie hier den größten Teil des Jahres, und zwei von ihren Brüdern mit ihr, wackere junge Leute von Anstand und Sitte.

Nun geschah es, daß, während diese Dame, die noch

jung, schön und anmutig war, die Hauptkirche oft besuchte, der Propst dieser Kirche sich so heftig in sie verliebte, daß er bald nicht mehr aus und ein wußte. Nach einiger Zeit wuchs ihm der Mut so sehr, daß er selbst der Dame seine Wünsche offenbarte und sie beschwor, seine Liebe anzunehmen und ihn wieder zu lieben, wie er sie. Dieser Propst war an Jahren schon vorgerückt, aber dabei noch von gar jugendlicher Gemütsart, unternehmend und keck, daneben höchst eingebildet von sich selbst und von so geziertem und unangenehmem Benehmen und Sitten, so langweilig und widerwärtig, daß niemand im Orte war, der ihm wohlwollte. Und gab es ja einen solchen, der ihn einigermaßen leiden konnte, so war unsere Dame doch diejenige, die ihm nicht allein nicht wohlwollte, sondern der er verhaßter war als der Kopfschmerz. Deshalb antwortete sie ihm denn als eine verständige Frau: „Herr, daß Ihr mich liebt, kann mir nur sehr angenehm sein, und auch ich muß und werde Euch gern lieben; allein zwischen Eurer Liebe und der meinigen darf nichts Unehrbares sich einschleichen. Ihr seid mein geistlicher Vater, seid Priester und naht Euch schon gar sehr dem Alter; alle diese Dinge müssen Euch ehrbar und züchtig machen. Auf der anderen Seite aber bin ich selbst kein junges Mädchen mehr, dem dergleichen Liebschaften noch anständen; ich bin Witwe, und Ihr wißt, welche Ehrbarkeit man von Witwen verlangt. Darum haltet mich denn für entschuldigt, wenn ich Euch auf die Weise, wie Ihr begehrt, nie lieben werde, noch von Euch ferner so geliebt sein will.“

Da der Herr Propst für diesmal keine andere Antwort von ihr erlangen konnte, machte er es nicht wie einer, der auf den ersten Streich abgeschreckt oder be-

siegt ist; sondern seine unverschämte Voreiligkeit fortsetzend, ließ er nicht ab, sie häufig mit Briefen und Bestellungen, ja auch persönlich zu behelligen, so oft er sie in die Kirche kommen sah. Dieser beständige Stachel schien der Frau nun endlich so lästig und unerträglich, daß sie darüber nachsann, ihn, da sie es sonst nicht vermochte, sich auf solch eine Weise vom Halse zu schaffen, wie er sie verdiente. Doch wollte sie nichts unternehmen, was sie nicht vorher mit ihren Brüdern besprochen hätte. Sie sagte ihnen daher, was der Propst mit ihr vorhabe, und auch das, was sie zu tun entschlossen sei, und nachdem sie von ihnen volle Erlaubnis hierzu erhalten hatte, ging sie wenige Tage darauf wieder in die Kirche, wie sie gewohnt war.

Als der Propst sie kommen sah, eilte er schnell zu ihr und fing, wie er zu tun pflegte, mit väterlichen Redensarten ein Gespräch mit ihr an. Als die Dame ihn nahen sah, blickte sie nach ihm hin, machte ihm ein freundliches Gesicht und trat dann mit ihm auf die Seite. Nachdem der Propst ihr nun in seiner gewohnten Art vielerlei gesagt hatte, sprach sie nach einem lauten Seufzer also: „Herr, ich habe schon gar oft gehört, daß es keine so feste Burg gäbe, die nicht, wenn sie jeden Tag bestürmt wird, endlich einmal eingenommen werde; und dies sehe ich denn nun auch an mir selber wohl bewährt. So sehr habt Ihr mich bald mit süßen Worten, bald mit dieser und bald mit jener Aufmerksamkeit umringt, daß Ihr mich bewogen habt, meinen Vorsatz zu brechen, und ich bin nun entschlossen, da ich Euch doch einmal so sehr gefalle, die Eurige zu werden.“

Der Propst, außer sich vor Freuden, erwiderte hierauf: „Madonna, heißen Dank! Um Euch die Wahrheit zu

sagen, so habe ich mich nicht wenig gewundert, daß Ihr Euch solange gehalten habt, indem ich bedachte, daß mir dies nie von einer anderen begegnet ist. Vielmehr habe ich öfters behauptet, daß, wenn die Weiber von Silber wären, sie zum Golde nicht taugen würden, weil keine von ihnen den Hammer aushalten würde. Doch lassen wir das jetzt beiseite, und sagt mir, wann und wo können wir zusammentreffen?"

Hierauf versetzte die Frau: „Mein süßer Herr, das Wann kann stattfinden, sobald es uns gefällt, denn ich habe keinen Mann, dem ich Rechenschaft von meinen Nächten geben müßte; allein das Wo weiß ich nicht zu erfinden."

„Nicht?" sprach der Propst; „o, in Eurem Hause."

„Herr," entgegnete die Frau, „Ihr wißt, daß ich zwei junge Brüder habe, welche bei Tag und bei Nacht mit ihrer Gesellschaft in das Haus kommen; weil aber mein Haus nicht gar groß ist, würde man darin nicht sicher sein, wenn man sich nicht wie ein Stummer verhalten und, ohne ein Wort und ohne einen Laut von sich zu geben, im Finstern gleich einem Blinden sich gebaren wollte. Wollten wir freilich das tun, so könnten wir es; denn in meine Kammer kommen sie niemals, allein die ihrige ist dieser so nahe, daß man kein Wörtchen darin so leise sprechen kann, daß es dort nicht gehört würde."

„Nun," sagte der Propst, „Madonna, um deswillen möge es nicht noch eine oder zwei Nächte aufgeschoben bleiben; unterdessen denke ich daran, wo wir mit größerer Gemächlichkeit anderswo zusammen sein können."

„Das ist Eure Sache, Herr," sagte die Dame; „nur um dies eine bitte ich Euch, daß alles geheim bleibe und nie ein Wort davon verraten werde."

Hierauf erwiderte der Propst: „Fürchtet nichts, Ma-

donna, und kann es sein, so macht, daß wir noch diesen Abend uns treffen."

„Das ist mir recht," sagte die Frau; dann gab sie ihm Anweisung, wie und wann er zu kommen habe, trennte sich von ihm und kehrte nach Hause zurück.

Nun hatte diese Dame eine Magd, die nicht mehr allzu jung war und dabei das häßlichste und entstellteste Gesicht besaß, das man sehen konnte; die Nase war breitgedrückt, der Mund stand schief, die Lippen waren geschwollen, die Zähne groß und schlecht zusammengestellt, sie schielte, nie waren ihre Augen gesund, und ihre Haut sah so grün und gelb aus, daß es schien, als hätte sie in Sinigaglia und nicht in Fiesole den Sommer zugebracht. Außer diesem allen aber war sie auch noch auf den Hüften lahm und hinkte auf dem rechten Beine. Ihr Name war Ciuta, und weil sie solch ein garstiges Mopsgesicht hatte, wurde sie von jedermann Ciutazza genannt. Doch so widerwärtig sie auch von Person war, so fehlte ihr doch etwas Bosheit nicht.

Diese Magd nun ließ die Dame zu sich rufen und sagte zu ihr: „Ciutazza, wenn du mir diese Nacht einen Dienst erweisen willst, so schenke ich dir ein schönes neues Hemd."

Als die Ciutazza des Hemdes gedenken hörte, antwortete sie: „Madonna, schenkt Ihr mir ein Hemd, so stürze ich mich für Euch ins Feuer, geschweige denn etwas anderes."

„Nun gut," sagte die Dame, „ich will bloß, daß du diese Nacht in meinem Bette mit einem Manne schläfst und ihm Liebkosungen erweist; allein hüte dich, zu sprechen, damit du nicht von meinen Brüdern gehört werdest, die, wie du weißt, nebenan schlafen, und dann will ich dir das Hemd schenken."

Hierauf erwiderte die Ciutazza: „Mit sechsen will ich schlafen, wenn es darauf ankommt, geschweige denn mit einem.“

Als nun der Abend kam, erschien auch der Herr Propst, wie ihm geheißen war, und die beiden jungen Männer waren, wie die Dame mit ihnen verabredet hatte, in ihrem Zimmer und ließen sich deutlich hören; deshalb trat der Propst denn still und im Finstern in die Kammer der Frau, näherte sich, wie sie ihm gesagt hatte, dem Bette, und andererseits tat die Ciutazza, wohl von der Dame über alles unterrichtet, was sie zu tun hatte. Der Herr Propst glaubte sich nun an der Seite seiner Geliebten, nahm die Ciutazza in den Arm und fing an, ohne ein Wort zu reden, sie zu küssen, und die Ciutazza ebenso ihn. So nun begann er sich mit ihr zu freuen und Besitz von den so lange ersehnten Gütern zu nehmen.

Als die Dame dies geschehen wußte, gebot sie ihren Brüdern, das übrige von dem zu tun, was verabredet war. Diese verließen daher leise das Zimmer und gingen nach dem Marktplatz hin; und hier war ihnen denn das Glück in dem, was sie beginnen wollten, günstiger, als sie selbst verlangten; denn da die Hitze groß war, hatte der Bischof der Stadt nach eben diesen beiden jungen Leuten gefragt, um nach ihrem Hause zu lustwandeln und dort mit ihnen zu trinken. Als er sie nun kommen sah, teilte er ihnen seine Absicht mit und machte sich dann mit ihnen auf den Weg, und in den kühlen Hof eingetreten, wo viele Lichter brannten, trank er mit großem Vergnügen von ihrem guten Wein.

Nachdem er getrunken hatte, sprachen die Jünglinge zu ihm: „Herr, da Ihr uns soviel Güte erwiesen, daß Ihr uns gewürdigt habt, dieses unser geringes Haus zu

besuchen, zu dem wir Euch einzuladen kamen, so bitten wir Euch auch, daß es Euch gefalle, eine Kleinigkeit mit anzusehen, die wir Euch zeigen wollen."

Der Bischof erwiderte, daß er das gern wolle; und nun nahm einer der Jünglinge eine kleine brennende Fackel in die Hand, trat vorauf, so daß der Bischof und die anderen ihm folgten, und wandte sich nun nach der Kammer hin, wo der Herr Propst bei der Ciutazza lag. Dieser, der, um desto eher anzukommen, seinem Pferde die Sporen gegeben und, bevor jene erschienen, schon mehr als drei Miglien zurückgelegt hatte, ruhte jetzt etwas ermüdet aus, jedoch der Hitze zum Trotz seine Ciutazza fest im Arme haltend.

Als nun, mit dem Licht in der Hand, der junge Mann die Kammer betreten hatte, und der Bischof und die anderen hinterher, erblickte dieser seinen Propst, die Ciutazza im Arm. Unterdessen erwachte auch der Herr Propst, sah das Licht und die Gesellschaft um sich her und steckte nun tief beschämt und voller Furcht den Kopf unter die Decke. Der Bischof aber sagte ihm die größten Schmähungen, hieß ihn den Kopf hervorziehen und sehen, bei wem er gelegen hätte. Der Propst erkannte den Betrug der Frau, und sowohl deswegen als der Schmach halber, die er jetzt daraus erntete, wurde er plötzlich zu dem betrübtesten Menschen, der je gelebt hatte. Nachdem er sich auf Befehl des Bischofs angekleidet hatte, wurde er unter guter Bewachung nach Hause geführt, um hier eine schwere Buße für die begangene Sünde zu bestehen.

Dann wollte der Bischof wissen, wie es geschehen sei, daß er hierher gekommen, um bei der Ciutazza zu schlafen. Die Jünglinge erzählten ihm der Ordnung nach alles. Als der Bischof dies hörte, lobte er die Frau und

auch die jungen Männer sehr, welche, ohne sich mit dem Blute eines Priesters die Hände beflecken zu wollen, ihn doch so, wie er es verdiente, behandelt hatten. Vierzig Tage lang ließ ihn der Bischof diese Sünde beweinen; aber Liebe und Zorn ließen ihn wohl mehr als neunundvierzig Tage lang trauern, abgesehen davon, daß er nachher noch lange Zeit hindurch nie über die Straße gehen konnte, ohne daß die Buben mit Fingern auf ihn wiesen und sagten: „Ei, seht doch den, der bei der Ciutazza geschlafen hat!“ Und dies gereichte ihm so zum Ärger, daß er darüber fast toll wurde.

Auf diese Art aber hatte sich die treffliche Frau diesen lästigen Propst für immer vom Halse geschafft, und die Ciutazza gewann das Hemd und eine schöne Nacht.







H. Gravelot inv. T. IV. N. 18 *Aillamet Sculp.*

FÜNFTE GESCHICHTE

Drei junge Leute ziehen einem Richter aus der Mark, während er in Florenz auf der Gerichtsbank sitzt und Recht spricht, die Beinkleider ab.

Emilia hatte ihre Erzählung beendet, und die Witwe war von allen gepriesen worden, als die Königin, auf Filostrato blickend, sagte: „An dir ist jetzt die Pflicht des Erzählens.“ Dieser erklärte sich gern bereit und begann:

Anmutige Damen, der junge Mensch, dessen Elisa vorher gedachte, nämlich Maso del Saggio, macht, daß ich eine Geschichte, die ich euch zu erzählen gesonnen war, zur Seite liegen lasse, um eine andere, die von ihm und einigen seiner Kameraden handelt, vorzutragen, die, obwohl sie weiter nicht unanständig ist, doch mehrere Worte in sich schließt, die ihr euch zu gebrauchen scheut, trotzdem aber doch so zum Lachen ist, daß ich sie euch erzählen will.

Wie ihr alle gehört haben könnt, kommen gar häufig nach unserer Stadt Gerichtspfleger aus der Mark, meistens Menschen von niederer Denkart und so filziger und elender Lebensweise, daß jede ihrer Handlungen das Ansehen hat, nichts als eine wahre Knauserei zu sein. Aus diesem ihnen angeborenen Geiz und ihrer Filzigkeit führen sie denn auch meist Gerichtsbeisitzer und Notare mit sich, welche eher das Aussehen von Menschen haben, die man hinter der Pflugschar weggenommen oder aus den Schusterstuben entführt hat, als von Leuten, die aus den Rechtsschulen hervorgingen.

Als nun einst ein solcher als Podestà erschien, brachte er unter den zahlreichen Gerichtsbeisitzern, die er mit sich führte, einen mit, der sich Herr Niccola da San Lepidio nennen ließ, ein Mensch, der dem Ansehen nach

eher ein Schlossergeselle als etwas anderes schien; und dieser wurde nun mit anderen Richtern zur Abhörung der Kriminalklagen eingesetzt. Und wie es zu geschehen pflegt, daß auch Bürger, welche nichts in der Welt dort zu tun haben, nach dem Gerichtspalast gehen, so ereignete es sich, daß Maso del Saggio sich eines Morgens dorthin begab, indem er einen Freund suchte. Als er nun zufällig dahin blickte, wo Herr Niccola saß, schien ihm dieser Herr ein so besonderer Vogel, daß er sich ein Geschäft daraus machte, ihn ganz genau zu betrachten. Und obgleich er die ganz durchräucherte Pelzmütze auf seinem Haupt, das Schreibzeug an seinem Gürtel, und seine Weste, die länger als der Rock war, und viele andere Dinge nebenher, die bei einem ordentlichen und wohlerzogenen Menschen alle sonderbar gewesen wären, wohl ins Auge faßte, so fiel ihm unter allen diesen Seltsamkeiten eine auf, die seiner Meinung nach noch bemerkenswerter als alles übrige war, nämlich ein paar Hosen, deren Hinterteil er, da die Oberkleider wegen ihrer Enge beim Sitzen sich ganz voneinander gaben, bis auf die halbe Wade herunterreichen sah.

Deshalb ließ er, ohne sie weiter lange zu betrachten, den, den er suchte, im Stich und fing eine neue Nachsuchung an, in deren Verfolg er zwei Kameraden fand, von denen der eine Ribi und der andere Matteuzzo hieß, beides Leute, die nicht minder als Maso selbst zum Scherz geneigt waren. Und zu diesen sagte er: „Wenn euch an mir etwas liegt, so kommt mit mir zum Palast, dort will ich euch den sonderbarsten Strohmann zeigen, den ihr je gesehen habt.“

Und als er nun mit ihnen den Palast erreicht hatte, wies er ihnen diesen närrischen Richter und seine Bein-

kleider. Jene fingen schon von ferne an, über diese Erscheinung zu lachen, und wie sie nun näher zu den Bänken kamen, auf denen der Herr Richter saß, sahen sie, daß man sehr leicht unter diese gelangen konnte, und bemerkten überdies auch, daß das Brett, auf das der Herr Richter seine Beine stützte, durchlöchert war, so daß man ohne große Mühe die Hand und den Arm hindurchstecken konnte. Nun sprach Maso zu den Kameraden: „Laßt uns ihm jene Beinleider ganz herabziehen, denn ihr seht, daß das sehr gut angeht." Jeder der Kameraden hatte schon erkannt, wie; sie verabredeten daher untereinander, was sie zu tun und zu sagen hätten, und so kehrten sie nun den folgenden Morgen dahin zurück.

Der Gerichtshof war sehr voller Menschen, und Mateuzzo schlich sich nun, ohne daß irgend jemand etwas gewahr wurde, unter die Bank und gerade bis unter den Ort hin, wo der Richter seine Füße hielt. Nun aber nahte sich Maso von der einen Seite, ergriff den Herrn Richter beim Rockzipfel, und Ribi tat von der anderen Seite dasselbe, worauf Maso zu reden anfing: „Herr, o Herr, ich beschwöre Euch bei Gott, und ehe jener Spitzbube dort, der Euch zur Seite steht, anderswohin entweicht, daß Ihr mir zu einem Paar Stiefel wieder verhelft, die er mir gestohlen hat, wenn er auch nein sagt; ich habe es gesehen, noch ist es keinen Monat her, wie er sie besohlen ließ."

Ribi schrie von der anderen Seite laut: „Glaubt ihm nicht, Herr, er ist ein Gierschlund, und weil er weiß, daß ich gekommen bin, von ihm ein Felleisen zurückzufordern, das er mir geraubt hat, so drängt er sich nun herbei und erzählt Euch von den Stiefeln, die ich seit vorgestern in meinem Hause habe, und wenn Ihr

mir nicht glauben wollt, so kann ich Euch die Hökerin Trecca, meine Nachbarin, und Grassa, die Kaldaunenverkäuferin, und einen Mann zum Zeugen stellen, der den Kehricht von Santa Maria a Verzaja sammelt und der ihn sah, als er aus seiner Meierei zurückkehrte."

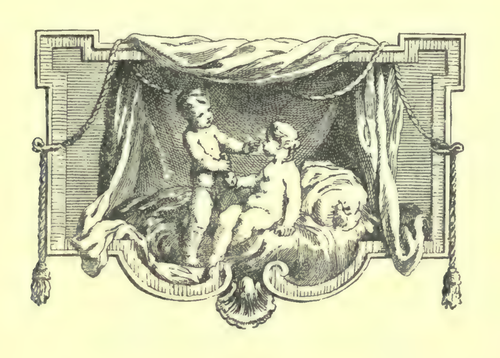
Maso hinwieder ließ den Ribi nicht aussprechen, sondern schrie, und Ribi schrie noch lauter. Und während der Richter nun aufgestanden war und ihnen etwas näher trat, um sie besser zu verstehen, nahm Matteuzzo den Augenblick wahr, steckte die Hand durch das Loch des Brettes, ergriff den Boden der richterlichen Hosen und zog diese kräftig nieder. Die Hosen fielen sogleich herunter, denn der Richter war sehr mager und ohne Hüften. Als er dies fühlte und, ohne zu wissen, was es war, sich die Kleider vorne zusammenziehen, sich bedecken und niedersetzen wollte, hielten ihn Maso von der einen Seite und Ribi von der anderen fest und schrien überlaut: „Herr, Ihr tut unrecht, mir nicht mein Recht zu verschaffen und mich nicht anzuhören, sondern weggehen zu wollen; über eine so kleine Sache, wie diese ist, reicht man ja in dieser Stadt keine Klageschrift ein."

Und mit solchen Worten hielten sie ihn solange bei den Kleidern fest, bis alle, die im Gerichtssaale gegenwärtig waren, gesehen hatten, daß ihm die Hosen abgezogen worden waren. Doch als Matteuzzo sie eine Zeitlang festgehalten hatte, ließ er die Hosen los, schlich sich weg und ging fort, ohne gesehen zu sein.

Ribi, der nun genug getan zu haben glaubte, rief: „Ich gelobe bei Gott, daß ich mich der Syndikatsklage bedienen werde." Auch Maso ließ von der anderen Seite den Rock los und rief: „Nein, ich will solange herkommen, bis ich Euch nicht so beschäftigt finde, wie

Ihr heute morgen zu sein scheint." Und nun machten sie sich davon, der eine hier-, der andere dorthin, so schnell sie nur konnten.

Nachdem sich der Herr Richter in Gegenwart aller Menschen die Hosen wieder hinaufgezogen hatte, als stände er eben vom Schlafe auf, sah er endlich die Sache ein und fragte, wo die Leute hingekommen wären, die über die Stiefel und das Felleisen miteinander gestritten hätten; als man diese aber nirgends fand, fing er an, bei den Eingeweiden Christi zu schwören, daß er erforschen und wissen müsse, ob es in Florenz Gebrauch sei, den Richtern die Hosen abzuziehen, wenn sie auf der Gerichtsbank säßen. Der Podestà machte, als er die Geschichte hörte, gar viel Aufhebens davon; als ihm jedoch seine Freunde vorstellten, daß dies jenem nur wiederfahren sei, um ihm zu zeigen, wie die Florentiner wohl wüßten, daß er ihnen Schafsköpfe gebracht, statt ihnen Richter zuzuführen, bloß um wohlfeileren Kaufs davonzukommen, so hielt er es für das beste, zu schweigen, und für dieses Mal ging die Sache denn auch nicht weiter.



SECHSTE GESCHICHTE

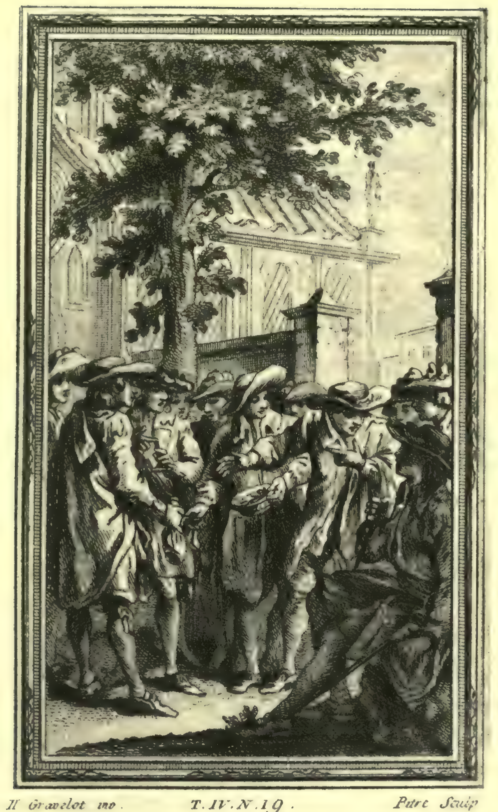
Bruno und Buffalmacco entwenden dem Calandrino ein Schwein und lassen ihn den Versuch machen, mittels Ingwerkuchen und Vernacciawein den Dieb zu entdecken; ihm aber geben sie hintereinander zwei mit Aloe angemachte Hundekuchen, sodaß es scheint, als ob er selbst das Schwein gestohlen habe; dann lassen sie ihn noch sich loskaufen, wenn er nicht will, daß sie alles seiner Frau erzählen sollen.

Kaum war Filostratos Geschichte zu Ende, über die sehr viel gelacht wurde, als die Königin Filomela gebot im Erzählen fortzufahren, und diese begann deshalb:

Anmutige Mädchen, wie Filostrato von dem Namen des Maso dazu hingezogen wurde, euch die Geschichte zu erzählen, die ihr von ihm gehört habt, gerade ebenso werde ich von dem des Calandrino und seiner Gefährten dazu bewogen, euch eine andere von diesem zu erzählen, die, wie ich denke, euch gefallen wird.

Wer Calandrino, Bruno und Buffalmacco waren, brauche ich euch nicht erst zu sagen, denn ausführlich genug habt ihr dies vorhin gehört. Darum fahre ich denn fort und berichte euch, daß unser Calandrino ein kleines Gut nicht gar fern von Florenz besaß, das er als Mitgift von seiner Frau bekommen hatte und auf dem er unter anderen Dingen, die er hier aufzog, jedes Jahr auch ein Schwein zu halten pflegte, und seine Gewohnheit war es nun, daß er im Dezember mit seiner Frau dort hinausging, um das Tier zu schlachten und dort einsalzen zu lassen.

Nun geschah es unter anderem einmal, daß die Frau nicht ganz wohl war und Calandrino allein dahin ging, um das Schwein zu schlachten. Als Bruno und Buffalmacco dies hörten und erfuhren, daß seine Frau nicht mitginge, begaben sie sich zu einem Priester, der ihnen



H. Gravelot inv. T. IV. N. 19. *Pitre Sculp.*

sehr befreundet und ein Nachbar des Calandrino war, um bei diesem einige Tage zu verweilen.

Am Morgen des Tages, wo sie dort eintrafen, hatte Calandrino das Schwein geschlachtet, und als er sie nun bei dem Priester sah, rief er sie zu sich und sagte: „Ihr seid willkommen, Freunde. Ihr müßt sehen, was ich für ein Landwirt bin", und damit führte er sie in sein Haus und zeigte ihnen das Schwein. Diese sahen es, fanden es vortrefflich und hörten nun von Calandrino, daß er es für seinen Haushalt einsalzen wolle.

Nun sagte Bruno zu ihm: „He, was bist du so einfältig! Verkaufe es doch lieber und laß uns das Geld durchbringen, deiner Frau kannst du ja sagen, es sei dir gestohlen."

„Nein," antwortete Calandrino, „sie würde mir nicht glauben und jagte mich zum Hause hinaus. Gebt euch keine Mühe, das tu' ich nimmermehr."

Viele Worte wurden noch gewechselt, aber sie führten zu nichts. Calandrino lud sie verdrießlich zum Abendessen ein, weshalb jene es nicht annehmen wollten und von ihm schieden.

Bruno sagte zu Buffalmacco: „Wollen wir ihm diese Nacht das Schwein stehlen?"

„O, wie könnten wir?" antwortete Buffalmacco.

Bruno erwiderte: „Das Wie habe ich schon erkannt, wenn er es nur nicht von da wegbringt, wo es eben war."

„Nun, so tun wir es", sagte Buffalmacco. „Warum sollten wir das nicht tun? Und nachher verzehren wir es hier mit dem Domine; der Priester sagte, daß ihm dies sehr lieb sein würde."

Darauf sprach Bruno: „Hier gilt es ein wenig List zu gebrauchen; du weißt, Buffalmacco, welch ein Knauser Calandrino ist und wie gern er trinkt, wenn ein anderer

die Zeche bezahlt. Kommt und laßt uns ihn nach der Schenke führen, und hier mag der Priester tun, als bezahle er alles uns zu Ehren, und ihn nichts bezahlen lassen. Gewiß wird er sich dann ein Räuschchen antrinken, und dann wird uns die Sache leicht werden, da er ja ganz allein im Hause ist."

Wie Bruno es angegeben hatte, so taten sie es denn auch. Sobald Calandrino sah, daß der Priester niemand bezahlen ließ, machte er sich ans Trinken und nahm eine reichliche Ladung zu sich, und da es schon spät in der Nacht war, als er aus der Schenke schied, trat er, ohne weiter zu Abend essen zu wollen, in sein Haus, ließ die Tür, die er verschlossen zu haben glaubte, offen und legte sich zu Bett.

Buffalmacco und Bruno aber gingen mit dem Priester essen, und nachdem sie gegessen hatten, verfügten sie sich auf Schleichwegen nach Calandrinos Haus, wo Bruno sich den Stall gemerkt hatte; da sie die Tür dazu offen fanden, traten sie ohne weiteres ein, machten das Schwein los, trugen es nach des Priesters Hause, verbargen es und gingen dann zur Ruhe.

Calandrino stand am anderen Morgen auf, nachdem der Dunst des Weines seinen Kopf verlassen hatte, und als er herunterkam, sah er sich um, fand sein Schwein nicht mehr und die Tür offen. Bestürzt fragte er daher diesen und jenen, ob sie nicht wüßten, wer das Schwein genommen habe, und machte, da er es nicht wiederfand, einen gewaltigen Lärm, daß man ihm Armen, ihm Unglücklichen in der letzten Nacht das Schwein gestohlen hätte.

Nun standen auch Bruno und Buffalmacco auf und gingen zu Calandrino, um zu hören, was er von seinem Schweine sagen würde. Als er sie kommen sah, rief er

sie fast mit Tränen herbei und sagte: „Weh mir, Kameraden, mir ist mein Schwein gestohlen worden!“

Bruno näherte sich ihm und sagte heimlich zu ihm: „Fürwahr, ein Wunder, daß du endlich einmal gescheit gewesen bist!“

„Weh mir,“ rief Calandrino, „ich sage die Wahrheit.“

„Immer sprich so,“ redete ihm Bruno zu, „schrei laut, damit es recht das Ansehen habe, als sei es wahr!“

Nun schrie Calandrino nur noch lauter und rief: „Beim Leibe Christi, ich sage die Wahrheit, es ist mir wirklich gestohlen worden.“

Doch Bruno erwiderte: „Nur zu, nur immer zu, so ist es recht, schrei gewaltig und laß dich hören, damit es richtig scheine!“

„Du könntest mich meine Seele dem bösen Feind verschreiben machen,“ sagte Calandrino; „es scheint, du glaubst mir nicht! Wahrhaftig, ich will bei der Gurgel aufgehängt sein, wenn es mir nicht gestohlen ist.“

„O,“ entgegnete Bruno, „wie kann das möglich sein? Ich sah es ja erst gestern noch hier. Denkst du mir weiß zu machen, daß es gestohlen sei?“

„Es ist, wie ich dir sage“, antwortete Calandrino.

„Ach! Wäre das möglich?“ sagte Bruno.

„Wahrhaftig, so ist's,“ sagte Calandrino; „das macht mich zum unglücklichsten Manne, und ich weiß nicht, wie ich nach Hause zurückkehren soll. Meine Frau wird es mir nicht glauben, und glaubt sie es mir auch, so habe ich keine Ruhe vor ihr, das ganze Jahr lang.“

„Nun,“ sagte Bruno, „so Gott mir helfe, „das ist schlimm, wenn es wahr ist; aber du weißt, Calandrino, daß ich dich erst gestern lehrte, dies zu sagen, und ich

möchte nicht, daß du zu gleicher Zeit deine Frau und uns zum besten hättest."

Calandrino fing nun wieder an zu schreien und zu sagen: „Warum wollt ihr mich zur Verzweiflung bringen und machen, daß ich Gott und seine Heiligen und alles, was da ist, lästere? Ich sage euch, das Schwein ist mir diese Nacht gestohlen worden."

„Nun," versetzte Buffalmacco, „wenn dem wirklich so ist, so müssen wir auf Mittel sinnen, so gut wir können, es wiederzuerlangen."

„Und was für Mittel", sagte Calandrino, „könnten wir dazu einschlagen?"

„Nun," entgegnete Buffalmacco, „aus Indien ist doch gewiß keiner hergekommen, um dir das Schwein zu stehlen; einer von deinen Nachbarn muß es doch sein, und gewißlich, wenn du sie nur zusammenbringen könntest, ich verstehe mich auf die Probe mit dem Brot und mit dem Käse, und da würden wir gleich sehen, wer es genommen hat."

„Ja," sagte Bruno, „schön kämst du mit deinem Brot und deinem Käse bei gewissen Leuten an, welche hier herum wohnen, und von denen ich gewiß bin, daß einer das Schwein hat; sie würden die Sache merken und nimmermehr hierher kommen."

„Wie ist es also anzufangen?" sagte Buffalmacco.

„Wir müssen es lieber", antwortete Bruno, „mit gutem Ingwerkuchen und weißem Florentinerkuchen zu machen suchen und sie zum Trinken einladen. Dann werden sie nichts gewahr werden und kommen; und die Ingwerkuchen lassen sich ja so gut wie Brot und Käse dazu einsegnen."

„Wahrhaftig, du hast recht," sagte Buffalmacco; „und was meinst du dazu, Calandrino? Wollen wir das tun?"

„Vielmehr beschwöre ich euch darum bei der Liebe Gottes," sagte Calandrino; „denn wenn ich nur wüßte, wer es hat, so würde ich mich schon halb getröstet fühlen."

„Wohlan denn," sprach Bruno, „ich bin bereit, zu deinem Dienste um dieser Sache willen bis nach Florenz hinzugehen, wenn du mir nur das Geld gibst."

Calandrino hatte etwa vierzig Soldi in der Tasche und gab sie ihm. Damit ging Bruno nach Florenz zu einem Apotheker, der sein Freund war, kaufte ein Pfund guten Ingwerkuchen und ließ zugleich von ihm zwei Kuchen von jener Art bereiten, die man Hundekuchen nennt, und welche er mit frischer Leber-Aloe anmachen ließ; dann tat der Apotheker auf sein Geheiß auch über diese denselben Zuckerüberzug, wie ihn die anderen hatten, und um sie nicht zu verwechseln, ließ er ein gewisses Zeichen auf diesen anbringen, an dem er sie leicht erkennen konnte. Endlich kaufte er eine Flasche guten Vernacciaweins und kehrte dann aufs Land zu Calandrino zurück, zu dem er sagte: „Nun sorge dafür, daß du morgen früh alle die zum Trinken bei dir einladest, auf die du irgend Verdacht hast; es ist Festtag, und jeder wird gern erscheinen. Ich selbst werde diese Nacht mit Buffalmacco die Beschwörung der Kuchen vornehmen und sie dir morgen früh ins Haus bringen, und aus Liebe für dich will ich sie dann selbst austeilen und alles machen und sagen, was dabei zu sagen und zu machen ist."

So machte es denn Calandrino. Nachdem also am folgenden Morgen eine zahlreiche Gesellschaft, teils von jungen Florentinern, welche sich auf dem Lande befanden, teils von Landleuten, um die Ulme vor der Kirche versammelt war, kamen Bruno und Buffalmacco

mit einer Schachtel voll Kuchen und der Flasche Wein. Sie hießen alle sich in einen Kreis stellen, und Bruno begann: „Ihr Herren, ich muß euch die Ursache sagen, warum ihr hier versammelt seid, damit, wenn sich etwas ergäbe, was euch nicht genehm wäre, ihr euch nicht über mich beklagen könnt. Dem Calandrino, der hier steht, wurde gestern nacht sein schönes Schwein gestohlen, und er weiß nicht zu entdecken, wer es haben kann; doch weil ihm nun kein anderer, als einer von uns, die wir hier versammelt sind, es genommen haben kann, so gibt er euch, um zu ermitteln, wer es hat, diese Kuchen hier, und zwar jedem einen, zu essen und dabei zu trinken. Und nun sollt ihr gleich jetzt wissen, daß, wer das Schwein genommen hat, seinen Kuchen nicht wird hinunteressen können; vielmehr wird er ihm bitterer erscheinen als Gift, und er wird ihn wieder ausspucken müssen. Und so ist es vielleicht, ehe ihm diese Schande in Gegenwart so vieler Personen geschieht, am besten, daß derjenige, der es genommen hat, es dem Pfarrer in der Beichte bekenne, und ich stehe dann von diesem Vorhaben ab."

Alle, die gegenwärtig waren, beteuerten, daß sie gern davon essen wollten, weshalb denn Bruno sie in eine Reihe ordnete, Calandrino mitten unter sie stellte und nun bei dem einen Ende anfangend jedem seinen Kuchen gab. Als er aber dem Calandrino gegenüber stand, nahm er einen von den Hundekuchen hervor und gab ihm diesen in die Hand. Calandrino steckte ihn sich schnell in den Mund und fing an, darüber zu kauen; sobald aber seine Zunge die Aloe schmeckte, konnte er die Bitterkeit nicht ertragen und spuckte den Kuchen wieder aus.

Nun schaute einer dem anderen ins Gesicht, um zu

sehen, wer den seinigen wieder auswürfe, und während Bruno noch nicht mit dem Austeilen fertig war und tat, als merke er nicht darauf, hörte er hinter sich rufen: „Heda! Calandrino, was soll das bedeuten?" Da wandte er sich schnell herum, und als er sah, daß Calandrino seinen Kuchen von sich spuckte, sagte er: „Warte nur, vielleicht macht etwas anderes ihn so spucken. Da, hier ist ein anderer Kuchen!" Und nun nahm er den zweiten, steckte ihn ihm in den Mund und fuhr dann fort, die übrigen auszuteilen, die er noch zu vergeben hatte.

Hatte dem Calandrino nun schon der erste Kuchen bitter geschienen, so dünkte ihm dieser noch bitterer; allein da er sich scheute, ihn wieder auszuspucken, so hielt er ihn kauend eine Zeitlang im Munde, und wie er ihn so hielt, fingen die Tränen an, groß wie Haselnüsse, ihm die Wangen hinabzulaufen; zuletzt aber konnte er nicht mehr und spuckte den Kuchen aus, wie er mit dem ersten getan hatte.

Buffalmacco und Bruno ließen unterdessen der Gesellschaft zu trinken geben, und als diese und die anderen nun den Calandrino so spucken sahen, riefen sie alle, Calandrino habe sich fürwahr das Schwein selbst gestohlen, und einige fingen an, ihn auszuschelten.

Als jedoch alle fort und bei Calandrino nur Bruno und Buffalmacco zurückgeblieben waren, fing dieser an zu sagen: „Ich war immer von dir überzeugt, daß du es selbst genommen hattest und daß du uns nur weißmachen wolltest, es sei dir gestohlen, um uns nicht von dem Gelde einmal zu trinken zu geben, das du dafür bekommen hast."

Calandrino, der die Bitterkeit der Aloe noch immer nicht los war, fing nun an, sich zu verschwören, daß er das Schwein nicht habe.

Nun sagte Buffalmacco: „Aber was hast du, Kamerad? Bei meiner Treu, hast du denn etwa sechs Kuchen bekommen?“

Als Calandrino dies hörte, wollte er verzweifeln.

„Merke wohl auf, Calandrino,“ sagte Bruno zu ihm, „es war einer in der Gesellschaft, der mit uns aß und trank, der mir verraten hat, daß du hier oben ein Mädchen hast, das du dir zu deinem Vergnügen hältst und dem du gibst, was du beiseite bringen kannst; und der war überzeugt, daß du diesem Mädchen das Schwein geschickt hast. Ja ja, du hast das Wesen dazu, immer so ein Spaßvogel zu sein. Schon einmal hast du uns bei der Nase die Schlucht hinuntergeführt, schwarze Steine zusammenzulesen, und als du uns sozusagen auf die Galeren gebracht hattest, jedoch ohne Schiffszwieback, machtest du dich davon und wolltest uns dann weißmachen, du hättest jenen Stein gefunden. Und ebenso glaubst du uns jetzt mit deinen Beteuerungen aufzubinden, daß das Schwein, das du verschenkt oder verkauft hast, dir gestohlen sei. Doch wir sind schon an deine Streiche gewöhnt und kennen sie nun, und von jetzt ab führst du uns nicht mehr an. Und weil wir, die Wahrheit zu sagen, es uns haben sauer werden lassen, jenes Kunststück zu machen, so gib uns rasch zwei Paar Kapaunen; wo nicht, sagen wir alles der Monna Tessa wieder!“

Calandrino, der nun sah, daß man ihm nicht glaubte, und der gerade Kummer genug zu haben meinte und nicht gern wollte, daß auch noch die Frau aufgebracht werden sollte, lieferte notgedrungen die zwei Paar Kapaunen aus. Nun salzten jene ihr Schwein ein, schafften es nach Florenz und ließen den armen Calandrino mit seinem Schaden und Spott zurück.



H. Gravelot inv. T. I V. N. 20. Le Mire Sculp.

SIEBENTE GESCHICHTE

Ein Gelehrter liebt eine Witwe, die in einen andern verliebt ist und ihn eine Winternacht hindurch, im Schnee stehend, ihrer warten läßt; mittels eines Rates, den er ihr erteilt, läßt er sie dafür in der Mitte des Juli einen ganzen Tag lang nackt auf einem Turme zubringen, wo sie den Fliegen, den Wespen und der Sonne bloßgestellt ist.

Viel hatten die Damen über den armen Schelm Calandrino gelacht, und mehr noch würden sie gelacht haben, wenn er ihnen nicht am Ende leid getan hätte, ihm auch noch die Kapaunen von denen nehmen zu sehen, die ihm schon das Schwein entwendet hatten. Doch als nun das Ende gekommen war, befahl die Königin der Pampinea, jetzt ihre Geschichte zu erzählen. Und diese begann sogleich folgendermaßen:

Geliebteste Mädchen, gar oft geschieht es, daß die List von der List besiegt wird, und darum ist es gar unverständig, sich daran zu ergötzen, daß man andere zum besten hat. Wir haben bei etlichen Geschichten viel über Possen gelacht, die einer dem anderen gespielt hat; daß aber einer derselben irgend gerächt worden sei, ist uns nicht erzählt worden. So nehme ich mir denn vor, euch einiges Mitgefühl bei einer verdienten Wiedervergeltung einzuflößen, die einer unserer Mitbürgerinnen erteilt wurde, der ihr Streich, indem sie wieder verhöhnt wurde, fast zu ihrem Tode auf das eigene Haupt zurückfiel. Und dies zu hören, wird nicht ohne Nutzen für euch sein, weil ihr euch hiernach besser hüten werdet, andere zu verhöhnen, und daran werdet ihr sehr klug tun.

Es ist noch nicht viele Jahre her, daß in Florenz eine junge Frau, schön von Körper, stolz von Gemüt, gar adlig von Geburt und mit allen Gütern des Glücks reichlich ausgestattet, namens Helena, lebte. Diese war durch

den Tod ihres Mannes zur Witwe geworden und wollte nicht wieder heiraten, da sie sich in einen jungen, schönen und anmutigen Mann, ganz nach ihrer Wahl, verliebt hatte, mit dem sie sich, jeder anderen Sorge ledig, unter der Vermittlung einer Dienerin, der sie ganz vertrauen konnte, gar oft und zu ihrer großen Lust frohe Stunden machte.

In dieser Zeit geschah es nun, daß ein junger Mann, namens Rinieri, ein Edelmann aus unserer Stadt, nachdem er lange Zeit zu Paris den Studien obgelegen hatte, nicht etwa um nachher seine Wissenschaft, wie so viele tun, im einzelnen zu verwerten, sondern um die Beziehungen der Dinge zueinander und die Ursachen derselben zu ergründen, wie dies einem wahrhaft adligen Manne gar wohl ansteht, von Paris nach Florenz zurückkehrte und hier nun sowohl seines Adels als seiner Kenntnisse wegen hoch geehrt als Bürger lebte. Aber, wie es oft geschieht, daß diejenigen, bei denen die Einsicht in tiefe Dinge am größten ist, am leichtesten von der Liebe gebunden werden, so geschah es auch mit diesem Rinieri.

Eines Tages nämlich, als er lustwandelnd zu einem Feste hinausgegangen war, erschien diese Helena vor seinen Augen, schwarz gekleidet, wie unsere Witwen zu gehen pflegen, und seinem Urteil nach solcher Schönheit und Anmut voll, wie er noch nie eine andere zu sehen geglaubt hatte. Selig, meinte er bei sich, müsse der zu nennen sein, dem der Himmel die Gunst verleihe, sie nackt in seinen Armen zu halten. Vorsichtig blickte er sie wieder und wieder an, und da er wußte, daß das Große und Wertvolle niemals ohne Mühe zu erlangen ist, beschloß er bei sich, jede Mühe und Sorge aufzuwenden, um ihr zu gefallen, damit er durch dieses Gefallen ihre Liebe und durch diese ihren Besitz gewinnen möchte.

Die junge Witwe, die die Augen keineswegs niederschlug, sondern, indem sie sich ganz so hoch und noch höher hielt, als sie war, ihre Blicke kunstvoll umherschweifen ließ, sah sich öfter um und wohl keiner, der sie mit Wohlgefallen anschaute, entging ihren Blicken.

So wurde sie denn auch den Rinieri gewahr und sprach bei sich selbst lächelnd: „Nicht umsonst bin ich heute erschienen; denn irre ich nicht, so habe ich hier eben einen Gimpel bei dem Schnabel gefangen." Und nun fing sie an, ihn einige Male verstohlen anzublicken, und bemühte sich, ihm so gut sie konnte, zu zeigen, daß ihr an ihm gelegen sei. Andererseits wähnte sie, je mehr Liebhaber sie anlocke und mit dem Verlangen nach ihrer Gunst fange, um so höher steige der Wert ihrer Schönheit, vorzüglich auch in den Augen dessen, dem sie diese zugleich mit ihrer Liebe geschenkt hatte.

Der gelehrte Schüler der Weisheit aber ließ nun alle philosophischen Gedanken beiseite liegen, wandte seine ganze Seele nur auf sie und begann in dem Glauben, ihr gefallen zu müssen, häufig an ihrem Hause vorüberzugehen, diese Wanderungen mit verschiedenen Vorwänden bekleidend. Die Dame, die sich aus dem schon erwähnten Grunde hierdurch geschmeichelt fühlte, stellte sich, als ob sie ihn gern sähe, und deshalb fand denn unser Gelehrter bald Mittel, sich mit ihrer Dienerin zu verständigen, dieser seine Liebe zu entdecken und sie zu bitten, daß sie bei ihrer Gebieterin es vermittele, daß er ihre Gunst erlange.

Die Dienerin versprach alles mögliche und erzählte es dann ihrer Gebieterin wieder, die sie mit dem heitersten Lachen von der Welt anhörte und dann sagte: „Hast du gesehen, wo jener Herr die Weisheit eingebüßt hat, die er uns von Paris mitgebracht? Nun wohlan, wir wollen

ihm geben, was er sucht. Sobald er dich wieder anspricht, wirst du ihm sagen, daß ich ihn noch viel heftiger liebe als er mich; daß ich aber meine Ehrbarkeit in Acht nehmen müßte, um neben den anderen Frauen mit freier Stirn einhergehen zu können. Das muß mich ihm, wenn er so weise ist, wie man sagt, noch viel teurer machen."

Ach, die Ärmste, die Ärmste! Sie wußte nicht, ihr Mädchen, was es heißt, mit einem Gelehrten anzubinden.

Als die Dienerin ihn wieder antraf, richtete sie aus, was ihr von ihrer Gebieterin aufgetragen war. Froh schritt der glückliche Gelehrte nun zu heißeren Bitten, fing an, Briefe zu schreiben und Geschenke zu schicken, die gern angenommen wurden. Indessen erfolgten keine anderen Antworten als ganz allgemeine; und so hielt sie ihn lange Zeit vergeblich hin. Inzwischen hatte die Dame ihrem Liebhaber alles entdeckt, und da dieser sich schon einige Male deshalb mit ihr überworfen und etwas Eifersucht gezeigt hatte, schickte sie, um ihm zu beweisen, daß er mit Unrecht solchen Argwohn gegen sie habe, ihre Dienerin zu dem Gelehrten, der sie noch immer mit Bitten zu bestürmen fortfuhr, und ließ ihm sagen: sie habe zwar, seitdem sie seiner Liebe gewiß sei, noch immer keine Zeit finden können, etwas zu tun, das ihm angenehm wäre; während des Weihnachtsfestes aber, das herannahe, hoffe sie endlich mit ihm zusammen sein zu können, und deshalb möchte er am folgenden Abend nach dem Fest, wenn es ihm gefalle, nachts in ihren Hof kommen, wo sie, sobald sie nur könnte, zu ihm eilen wollte.

Der Gelehrte, glücklicher als je ein Mensch, begab sich zu der ihm bestimmten Zeit nach dem Hause der Witwe und wurde von der Dienerin in den Hof ge-

lassen, darin eingeschlossen und bedeutet, hier seine Dame zu erwarten.

Die Dame, die sich an eben diesem Abend ihren Liebhaber hatte kommen lassen, erzählte diesem, nachdem sie fröhlich mit ihm gespeist hatte, was sie diese Nacht zu tun gedächte, und setzte dann hinzu: „Und nun sollst du sehen, wie groß und tief die Liebe ist, die ich für den gefühlt habe und fühle, auf den du so törichterweise eifersüchtig geworden bist!“ Diese Worte vernahm der Geliebte mit großer Seelenfreude und verlangte nun begierig danach, in Werken zu sehen, was die Dame ihm mit Worten versicherte.

Zufällig hatte es nun den Tag vorher sehr stark geschneit, und infolge der andauernden Kälte war alles mit Schnee bedeckt, auch schneite es seit einigen Stunden unaufhörlich. Unser Schüler der Weisheit hatte daher noch nicht lange im Hofe verweilt, als er zu frieren anfing, mehr als er wünschte; doch geduldig ertrug er dies in der Hoffnung, sich bald zu erquicken.

Eine Weile darauf sagte die Schöne zu ihrem Liebhaber: „Laß uns in die Kammer gehen; dort wollen wir von dem kleinen Fenster aus mit ansehen, was der treibt, der dich eifersüchtig gemacht hat, und hören, was er der Magd antworten wird, die ich zu ihm geschickt habe, um mit ihm zu sprechen.“

Sie gingen zu dem Fensterlein, von dem sie herabsehen konnten, ohne selbst gesehen zu werden, und hörten nun von einem anderen Fenster her die Magd mit dem Gelehrten sprechen und sagen: „Rinieri, Madonna ist die betrübteste Frau, die es jemals gab; denn eben heute abend ist einer ihrer Brüder eingetroffen, hat sich lange mit ihr unterhalten, verlangte dann mit ihr zu essen, und noch immer ist er nicht fort; allein

ich glaube, er wird nun bald gehen. Aus diesem Grunde hat sie noch nicht zu dir kommen können; aber bald wird sie nun kommen. Sie bittet dich, daß es dir nicht leid tun möge, zu warten."

Der Gelehrte, der dies alles für wahr hielt, erwiderte: „Sage meiner Dame, sie solle sich um mich keinen Kummer machen, bis sie mit aller Bequemlichkeit zu mir herabkommen könne; allein dies möge sie tun, sobald sie irgend kann."

Nun kehrte die Magd zurück und legte sich zur Ruhe. Die Witwe aber sprach zu ihrem Liebhaber: „Nun, was meinst du jetzt? Glaubst du, daß ich ihn dort unten würde frieren lassen, wenn ich ihn liebte, wie du fürchtest?" Und dies gesagt, begab sie sich mit ihrem Buhlen, der schon zum Teil beruhigt war, ins Bett, und lange brachten sie zu, in Freude und Fröhlichkeit des armen Gelehrten lachend und seiner spottend.

Dieser schritt indessen im Hofe auf und ab und bewegte sich heftig, um sich zu erwärmen, da er keinen Fleck hatte, wo er sitzen oder der Nachtluft entfliehen konnte; dabei verwünschte er das lange Bleiben des Bruders bei seiner Dame und hielt jedes Geräusch, das er hörte, für eine Tür, welche die Dame für ihn öffnete; immer aber war sein Hoffen vergeblich.

Nachdem diese sich bis gegen Mitternacht mit ihrem Geliebten erfreut hatte, fragte sie ihn: „Was dünkt dir, liebe Seele, von unserem Gelehrten? Kommt dir sein Verstand größer vor oder die Liebe, die ich zu ihm fühle? Und wird dir der Frost, den ich ihn erproben lasse, aus der Brust die Eifersucht verbannen, die meine Scherzworte neulich darin erweckten?"

„Herz meines Leibes," antwortete der Liebhaber, „ja, ich sehe nun ein, so wie du mein größter Schatz, meine

Ruhe, mein Entzücken und meine ganze Hoffnung bist, so bin ich auch die deinige."

„Nun denn," antwortete die Dame, „so küsse mich wohl tausendmal, um zu sehen, ob du wahr sprichst."

Der Liebhaber schloß sie fest in seine Arme und gab ihr nicht tausend, sondern mehr als hunderttausend Küsse.

Nachdem sie in solchem Gespräch noch einige Zeit zugebracht hatten, sagte die Dame: „Jetzt laß uns ein wenig aufstehen und zusehen, ob das Feuer, in dem dieser mein neuer Verehrer brannte, wie er mir alle Tage schrieb, etwas erloschen sei." Sie standen auf, gingen zu dem bewußten Fenster, von wo sie in den Hof hinabschauten und den armen Schüler der Weisheit einen Hopser über den anderen bei der Musik seiner klappernden Zähne auf dem Schnee tanzen sahen, und zwar in so geschwindem Zeitmaße und in so schneller Folge, wie sie noch nie dergleichen gesehen hatten. „Nun," sagte die Schöne, „was sagst du dazu, meine süße Hoffnung? Dünkt es dir jetzt, daß ich es verstehe, die Männer ohne Trompete und Schalmei tanzen zu machen?"

Lächelnd antwortete ihr der Liebhaber hierauf: „Jawohl, meine süße Lust!"

„Jetzt wollen wir hinuntergehen," sagte die Schöne, „bis zur Tür hin; du bleibst ruhig stehen, und ich will mit ihm sprechen, damit wir hören, was er sagen wird; vielleicht gewährt uns dies nicht weniger Scherz, als wir gehabt haben, ihm zuzusehen."

Sie öffnete die Kammer; still gingen sie zur Hoftür hinunter, und hier, ohne diese zu öffnen, rief die Witwe ihn durch ein kleines Loch, das sich darin befand, mit leiser Stimme zu sich.

Als unser Gelehrter sich rufen hörte, lobte er Gott, indem er nun gewiß eingelassen zu werden hoffte; er näherte sich daher der Tür und antwortete: „Hier bin ich, Madonna; öffnet um Gottes willen, denn ich sterbe vor Frost.“

„Ach Gott,“ antwortete ihm die Dame, „ich weiß es ja, wie erstarrt du sein mußt! Die Kälte ist gewiß sehr groß, und es fällt viel Schnee, doch weiß ich wohl, daß in Paris noch viel mehr fällt. Noch kann ich dir nicht aufmachen, weil dieser mein verwünschter Bruder, der gestern abend hierher kam, um mit mir zu essen, noch immer nicht fort ist; aber nun wird er bald gehen, und dann komme ich ohne Verzug, dir zu öffnen. Nur mit großer Mühe habe ich mich jetzt von ihm fortgestohlen, um dir einigen Trost zu bringen, damit dir das Warten nicht allzu schwer falle.“

„Ach, Madonna,“ erwiderte der Gelehrte, „ich bitte Euch um Gott, öffnet mir, damit ich dort drinnen unter Dach und Fach weilen könne. Denn in ganz kurzer Zeit ist der dichteste Schnee von der Welt gefallen, und noch immer schneit es fort; dort will ich auf Euch warten, solange es Euch gefällt.“

„Weh mir, mein süßes Leben,“ entgegnete ihm die Dame, „das kann ich nicht; denn diese Tür macht beim Öffnen ein so gewaltiges Geräusch, daß mein Bruder es leicht hören würde, wenn ich dir aufmachte. Aber ich will zu ihm gehen und ihm sagen, daß er sich fortmache, damit ich dann wiederkommen und aufmachen kann.“

„So gehet denn gleich,“ sagte der Gelehrte, „und ich bitte Euch, laßt ein gutes Feuer zurecht machen, damit ich, sowie ich hineinkomme, mich nur erwärmen kann; denn ich bin am ganzen Körper so kalt, daß ich mich selber kaum noch fühle.“

„Das kann wohl nicht sein,“ versetzte die Witwe, „wenn das wahr ist, was du mir so oft geschrieben hast, nämlich, daß du aus Liebe zu mir ganz in Feuer entbrennst; ich bin daher gewiß, daß du nur Scherz treiben willst. Doch jetzt gehe ich; warte und sei guten Muts!“

Der Liebhaber, der alles dies zu seinem großen Ergötzen mit anhörte, kehrte hierauf mit ihr in das Bett zurück, wo wenig geschlafen, sondern vielmehr die ganze Nacht in gemeinsamer Lust und in Spott über den Gelehrten zugebracht wurde. Der Ärmste bemerkte endlich, nachdem er fast zum Storch geworden — so laut klapperte er mit den Zähnen —, daß man ihn zum besten habe, versuchte nun mehrere Male die Tür zu öffnen und suchte umher, ob anderswo ein Ausgang zu finden sei; allein da er nirgends einen solchen sah, irrte er wie ein Löwe im Käfig auf dem Hofe umher, fluchte dem Wetter, der Schlechtigkeit der Dame, der Länge der Nacht und zuletzt seiner eigenen Torheit. Von heftigem Unwillen gegen sie ergriffen, verwandelte er die lange und brennende Liebe, die er zu ihr getragen, plötzlich in den wildesten und grausamsten Haß und sann über verschiedene und schwere Weisen der Rache, nach welcher er nun noch viel heftiger begehrte, als er vorher danach verlangt hatte, mit der Geliebten zusammenzusein.

Nach vielem und langem Warten näherte sich die Nacht endlich dem Tage, und das Zwielicht begann zu erscheinen. Deshalb stieg denn die wohlunterwiesene Dienerin der Dame hinunter, öffnete den Hof und sagte, indem sie Mitleid mit ihm heuchelte, zu ihm: „Die böse Zeit über ihn, der uns gestern so in die Quere kam. Uns hat er die ganze Nacht hindurch geärgert und

geplagt, dich aber fast erfrieren lassen. Indessen, weißt du was? Trag' es in Geduld; denn was diese Nacht nicht hat sein können, wird ein anderes Mal geschehen. So viel weiß ich, daß Madonna nichts hätte begegnen können, was ihr unangenehmer gewesen wäre als dies."

Wie entrüstet unser Gelehrter auch war, so wußte er doch als ein Weiser wohl, daß Drohungen nichts anderes sind, als Waffen für den Bedrohten; daher verschloß er still in seiner Brust, was der ungezügelte Wille hinauszustoßen begehrte, und sprach mit leiser Stimme, ohne sich im mindesten erzürnt zu zeigen: „In der Tat, ich habe die schlimmste Nacht bestanden, die ich je gehabt habe; doch habe ich mich überzeugt, daß deine Gebieterin daran keine Schuld hat; war sie doch so mitleidig mit mir, daß sie selbst hier herunterkam, um sich zu entschuldigen und mich zu trösten, und wie du sagst: was diese Nacht nicht gewesen ist, kann wohl ein anderes Mal geschehen; empfiehl mich ihr und geh' mit Gott!"

Dann schlich er, fast ganz verkrümmt vor Frost, so gut er konnte, nach Hause. Hier warf er sich, zum Tode ermüdet, wie er war, zum Schlafen auf das Bett; er war aber an Armen und Beinen fast gänzlich gelähmt, als er wieder erwachte. Er sandte daher zu einem Arzte, sagte ihm, welchen Frost er ausgestanden, und ließ ihn nun für seine Gesundheit die nötigen Vorkehrungen treffen. Die Ärzte kamen ihm mit kräftigen und schnellen Heilmitteln zu Hilfe, und es gelang ihnen nach einiger Zeit, obwohl mit Mühe, ihn wieder herzustellen und zu machen, daß die zusammengezogenen Nerven sich wieder ausdehnten; doch wäre er nicht jung gewesen und die warme Jahreszeit nicht dazu gekommen, so würde er nur zu viel auszustehen gehabt

haben. So jedoch verschloß er, nachdem er wieder frisch und gesund geworden war, seinen Haß im Innern und stellte sich verliebter in seine Witwe als je.

Nun aber geschah es nach Verlauf einer gewissen Zeit, daß das Glück dem Gelehrten Gelegenheit bot, seinen Wunsch zu befriedigen. Denn der junge Mensch, den die Witwe geliebt hatte, verliebte sich, ohne irgendwelche Rücksicht auf die Neigung zu nehmen, die sie für ihn hegte, in eine andere und wollte nun, jener zu Gefallen, weder wenig noch viel sagen, noch irgend etwas tun; worüber sie sich denn in Tränen und Kummer zu verzehren anfing. Ihre Dienerin aber, die das größte Mitleid mit ihr fühlte und keinen anderen Weg sah, ihre Gebieterin von dem Schmerz über den verlorenen Liebhaber aufzurichten, verfiel, da sie den Gelehrten noch immer nach gewohnter Art durch die Straße vorübergehen sah, auf einen törichten Gedanken, nämlich, daß der Geliebte ihrer Dame durch irgendein Zaubermittel zu der gewohnten Liebe müsse zurückgerufen werden können, und daß in diesem Punkte der Gelehrte ein großer Meister sein müsse. Diese Gedanken teilte sie ihrer Gebieterin mit, die, wenig verständig und ohne zu bedenken, daß, wenn der Gelehrte sich auf Zauberei verstanden hätte, er sie wohl für sich angewendet haben würde, über die Reden ihrer Dienerin nachdachte und ihr sogleich auftrug, von ihm zu erkunden, ob er es tun wolle, und ihm für gewiß zu versprechen, daß sie als Lohn dafür tun wolle, was ihm beliebe.

Die Magd richtete die Botschaft gut und sorgfältig aus. Als der Gelehrte sie hörte, sprach er ganz erfreut bei sich selbst: „Gott sei mir gelobt! Die Zeit ist gekommen, wo ich mit deiner Hilfe dieses schändliche

Weib für die Beleidigung, die sie mir zum Lohn für meine große Liebe zu ihr antat, zur Strafe ziehen kann." Und nun sagte er zu der Magd: „Sage meiner Dame, daß sie sich hierüber keine Sorgen machen solle; denn wäre ihr Liebhaber auch in Indien, so will ich schnell machen, daß er zu ihr komme und sie für alles, was er gegen ihr Gefallen getan hat, um Vergebung bitte. Doch das Mittel, das sie hierzu einzuschlagen hat, gedenke ich ihr selbst zu sagen, wann und wo es ihr genehm ist, und so sag' ihr und tröste sie in meinem Auftrage."

Diese Antwort richtete die Magd aus, und es wurde verabredet, daß sie in Santa Lucia del Prato zusammenkommen sollten. Als nun die Dame und der Gelehrte hier allein miteinander sprachen, dachte sie nicht daran, wie sie ihn fast dem Tode preisgegeben hatte, sondern eröffnete ihm alle ihre Angelegenheiten und alles, was sie wünschte, und beschwor ihn, für ihr Heil zu sorgen.

„Madonna," entgegnete ihr der Gelehrte hierauf, „es ist wahr, daß unter anderen Dingen, die ich in Paris erlernte, auch die Nekromantik war, und ich weiß von ihr in der Tat so viel, als sie zu lehren vermag; weil sie aber Gott sehr zum Mißfallen gereicht, hatte ich geschworen, sie nie, weder für mich noch für einen anderen, auszuüben. Wahr ist es indessen, daß die Liebe, die ich für Euch fühle, von solcher Gewalt ist, daß ich nicht weiß, wie ich Euch etwas abschlagen soll, das Ihr mir zu tun gebietet, und darum bin ich, sollte ich auch allein um deswillen in des Teufels Küche geraten, bereit, es zu tun, weil Ihr es wollt. Doch ich mache Euch darauf aufmerksam, daß die Sache schwerer ist, als Ihr vielleicht glaubt, und besonders wenn eine Frau einen Mann zu ihrer Liebe oder der Mann eine Frau

zurückrufen will; denn dies kann nur durch die eigene Person dessen geschehen, um den es sich handelt, und ferner gehört dazu, daß, wer es unternimmt, starken Gemütes sei; denn es muß des Nachts an einsamen Orten und ohne alle Begleitung geschehen. Dies alles sind aber Dinge, von denen ich nicht weiß, ob und inwieweit Ihr entschlossen seid, sie zu unternehmen."

Hierauf antwortete ihm die Dame, die mehr verliebt als verständig war: „Die Liebe treibt mich auf solche Weise, daß es nichts gibt, was ich nicht unternähme, um den wiederzuerlangen, der mit Unrecht mich verlassen hat; darum, gefällt es dir, so sage mir, was ich tun muß."

Der Gelehrte, der, auf Rache sinnend, Arges im Schilde führte, sagte hierauf: „Madonna, ich habe Euch ein Bild von Zinn zu machen, das denjenigen bedeutet, den Ihr wiederzuerlangen wünscht. Wenn ich Euch dies geschickt haben werde, müßt Ihr Euch kurz vor dem Neumond mit jenem Bilde nackt und ganz allein in einem fließenden Wasser zur Zeit des ersten Schlafs siebenmal baden und dann so nackt wie Ihr seid, auf einen Baum oder auf irgendein unbewohntes Haus hinaufsteigen und mit dem Bilde in der Hand, gegen Norden gewendet, siebenmal gewisse Worte sprechen, die ich Euch aufgeschrieben haben werde. Wenn Ihr diese gesagt habt, werden zwei Jungfrauen, die schön wie die schönsten, die Ihr je gesehen habt, zu Euch kommen, Euch begrüßen und freundlich Euch fragen, was Ihr wünscht. Diesen müßt Ihr Eure Wünsche wohl und vollständig eröffnen und hütet Euch wohl, daß Ihr dabei etwa den einen statt des anderen nennt. Habt Ihr ihnen das gesagt, so werden sie verschwinden, und Ihr könnt dann zu dem Ort hinabsteigen, wo Ihr Eure

Kleider gelassen habt, Euch wieder anziehen und nach Hause zurückkehren. Und gewiß, die folgende Nacht wird noch nicht zur Hälfte verstrichen sein, daß Euer Liebhaber weinend zu Euch kommen und Euch um Gnade und Mitleid anflehen wird, und vernehmt, daß er Euch von nun an nie mehr um einer anderen willen verlassen wird."

Als die Dame dies hörte, vertraute sie so fest darauf, daß sie schon ihren Geliebten wieder in den Armen zu halten glaubte, und halb erleichtert sprach sie: „Sorge nicht, alles dies will ich gar wohl vollbringen; denn ich habe die beste Gelegenheit von der Welt dazu. Ich selbst besitze ein Gut gegen das obere Arnotal hin, das ganz nahe am Ufer des Flusses liegt; auch ist es jetzt Juli, und das Baden wird mir ein Vergnügen sein. Überdies erinnere ich mich auch, daß sich nicht weit vom Flusse ein kleiner Turm befindet, der völlig unbewohnt ist, außer daß auf einer Leiter von Kastanienholz zuweilen ein Hirt auf den Söller hinaufsteigt, um nach seinem verirrten Vieh umherzusehen; ein ganz einsamer und abgelegener Ort, auf den ich mich hinaufbegeben werde und wo ich auf das beste von der Welt alles das auszuführen gedenke, was Ihr mir auferlegt."

Der Gelehrte, der dieses Gut der Dame und den kleinen Turm hinlänglich kannte, antwortete, zufrieden, sich nun ihres Entschlusses versichert zu haben, hierauf: „Madonna, ich war nie in jener Gegend, und so kenne ich weder Euer Gut noch den Turm; jedoch, wenn es so ist, wie Ihr sagt, so kann es ja in der Welt sich nicht besser treffen. Und darum will ich Euch denn, sobald es an der Zeit sein wird, das Bild und die Beschwörung schicken; zugleich aber bitte ich Euch angelegentlich: wenn Ihr Euer Verlangen erreicht und erkannt haben

werdet, wie wohl ich Euch gedient habe, mögt Ihr Euch auch meiner erinnern und nicht vergessen, das mir gegebene Versprechen zu halten."

Dies wolle sie ohne Fehl tun, entgegnete die Dame hierauf, nahm dann von ihm Abschied und kehrte nach Hause zurück.

Der Gelehrte, froh, daß sein Plan in Erfüllung zu gehen versprach, ließ nun das Bild mit seinen Zauberzeichen machen, schrieb irgendeinen Unsinn als Beschwörungsformel auf und schickte diese, als es ihm Zeit schien, der Witwe, indem er ihr zugleich sagen ließ, daß sie ohne Aufschub in der folgenden Nacht vollbringen möge, was er ihr gesagt habe. Dann aber begab er sich heimlich mit einem Diener zu dem Hause eines seiner Freunde, das nahe bei dem kleinen Turm lag, um hier seinem Vorsatz Erfüllung zu geben. Die Dame andererseits machte sich mit ihrer Dienerin auf den Weg und verfügte sich nach ihrem Gute.

Als die Nacht gekommen war, tat sie, als wolle sie zu Bette gehen und schickte die Dienerin schlafen; allein zur Stunde des ersten Schlafs schlich sie sich heimlich aus dem Hause und verfügte sich an das Ufer des Arno, nahe bei dem kleinen Turm. Hier schaute sie erst viel umher, und da sie niemand sah oder hörte, entkleidete sie sich, verbarg ihre Kleider unter einem Strauch, badete sich mit dem Bilde siebenmal und begab sich dann, nackend und das Bild in der Hand, nach dem Turme.

Der Gelehrte, der beim Einbruch der Nacht mit seinem Diener unter Weidengestrüpp und anderen Bäumen in der Nähe des Turmes sich versteckt und von hier aus alles dies mit angesehen hatte, fühlte sich von einigem Mitleid für sie ergriffen, als sie so nackend

hart an seiner Seite vorüberging; als er sah, wie die Dunkelheit der Nacht durch die Weiße ihres Körpers besiegt wurde; als er ferner ihren Busen und die übrigen Teile ihres Körpers beschaute und sie durchaus schön fand, und nun bei sich überdachte, was binnen kurzem aus diesem allen werden würde. Andererseits überfiel ihn auch plötzlich der Stachel des Fleisches, der ihm, indem er einen Schlafenden zur Auferstehung weckte, aus seinem Versteck hervorzubrechen, sie zu fassen und seine Lust an ihr zu kühlen gebot; und wenig fehlte, so hätte er sich von dem einen und von dem anderen zugleich besiegen lassen. Als ihm aber wieder einfiel, wer er selbst sei und von welcher Art die Schmach gewesen, die er empfangen und warum und von wem, so entflammte sich sein Zorn von neuem; Mitleid sowohl als Begierde des Fleisches verschwanden, er stand fest in seinem Vorsatz und ließ sie vorübergehen.

Die Witwe stieg indessen den Turm hinauf, wandte sich gegen Norden und fing an, die Worte herzusagen, welche ihr der Gelehrte gegeben hatte. Unterdessen schlich dieser gleich nach ihr sich leise in den Turm, zog leise die Leiter weg, die auf den Söller hinaufführte, auf dem die Dame sich befand, und wartete demnächst, was sie sagen und tun würde. Nachdem sie siebenmal ihre Beschwörungsformel hergesagt hatte, fing sie an, die beiden Jungfrauen zu erwarten; so lange aber mußte sie ihrer harren, daß sie, der Kühle zu geschweigen, die sie bald stärker empfand, als sie gewünscht hätte, endlich die Morgenröte erscheinen sah. Betrübt darüber, daß nicht erfolgt war, was der Gelehrte ihr versprochen hatte, sagte sie daher zu sich selbst: „Fast fürchte ich, daß jener mir hat eine Nacht verschaffen wollen, wie ich sie ihm gab; doch, hat er

in dieser Absicht gehandelt, so hat er es schlecht verstanden, sich zu rächen; denn nicht den dritten Teil so lang ist diese Nacht gewesen, als die seine es war, abgesehen davon, daß bei jener die Kälte wohl von anderer Art war."

Damit nun der Tag sie nicht hier antreffe, wollte sie von dem Turm herabsteigen; allein sie fand die Leiter nicht mehr. Da verließ sie der Mut, als wäre die Welt plötzlich unter ihren Füßen verschwunden, und verzweifelt fiel sie auf den Estrich des Turmes nieder. Als ihre Lebenskräfte zurückkehrten, begann sie bitterlich zu weinen und zu wehklagen, und wohl erkennend, daß dies das Werk des Gelehrten sein müsse, klagte sie sich laut an, ihn beleidigt, dann aber auch, dem vertraut zu haben, den sie nach Gebühr für ihren Feind hätte halten müssen, und lange brachte sie mit diesen Klagen zu. Dann blickte sie umher, ob irgendeine Möglichkeit herabzusteigen vorhanden wäre, und da sie diese nicht fand, begann sie ihre Klage von neuem, und indem ein bitterer Gedanke bei ihr erwachte, sagte sie zu sich selber: „O du Unglückliche! Was werden deine Brüder sagen, deine Verwandten, deine Nachbarn und im allgemeinen ganz Florenz, wenn man erfahren wird, du seiest hier nackt gefunden worden? Deine Ehrbarkeit, die so groß geschienen, wird als eine falsche erkannt werden, und wenn du auch dafür lügnerische Ausreden erfändest, wie es deren vielleicht noch gäbe, so wird der verdammte Gelehrte, der alle deine Angelegenheiten kennt, dir nicht zu lügen erlauben. O, Unglückliche, die du zu gleicher Zeit den zu deinem Unheil geliebten Jüngling und deine eigene Ehre verloren hast!" Hierauf kam ein solcher Schmerz über sie, daß sie fast im Begriff war, sich von dem Turm herabzustürzen.

Unterdessen hatte die Sonne sich bereits erhoben und die Dame sich der Mauer des Turmes auf der einen Seite etwas mehr genaht, um zu sehen, ob nicht irgendein Knabe mit seinem Vieh nahe wäre, den sie zu ihrer Dienerin schicken könnte. Da geschah es, daß der Gelehrte, der am Fuße eines Gesträuchs etwas geschlafen hatte, erwachte, sie erblickte und von ihr gesehen wurde.

„Guten Tag, Madonna," rief er ihr zu, „sind die Jungfrauen noch nicht gekommen?"

Als die Witwe ihn sah und hörte, fing sie abermals heftig zu weinen an und beschwor ihn, daß er in den Turm komme, damit sie ihn sprechen könne. Hierin war der Gelehrte ihr vollkommen willfährig.

Die Dame legte sich nun lang auf den Estrich hin, streckte nur den Kopf über die Öffnung des Bodens und sprach unter Tränen: „Gewiß, Rinieri, wenn ich dir eine üble Nacht bereitete, so hast du dich wohl an mir gerächt; denn ist es gleich Juli, so habe ich, nackt wie ich bin, in dieser Nacht doch zu erstarren gemeint; überdies aber habe ich auch den Trug, den ich gegen dich beging, und die Torheit, mit der ich dir vertraute, so bitter beweint, daß es ein Wunder ist, wie meine Augen noch im Kopfe geblieben sind. Und darum beschwöre ich dich nun, nicht bei deiner Liebe zu mir, die du nicht lieben kannst, sondern bei dir selbst, der du ein Edelmann bist, daß dir als Rache für die Schmach, die ich dir erwies, genüge, was du bis jetzt getan hast, und daß du mir meine Kleider reichen läßt, damit ich von hier hinabsteigen könne, und mir nicht rauben wollest, was du mir nachher, wenn du auch möchtest, nicht wiedergeben könntest, nämlich meine Ehre. Denn, raubte ich dir auch die Freude, jene Nacht bei mir zu sein, so kann ich ja, sobald es

dir gefällt, diese dir tausendmal für einmal wiedergeben. Dies sei dir also genug, und es genüge dir wie einem Ehrenmann, dich rächen gekonnt und mir dies bewiesen zu haben; aber gebrauche deine Kraft nicht gegen ein Weib. Es ist ja für den Adler kein Ruhm, die Taube besiegt zu haben; deshalb, um Gottes Liebe und deiner eigenen Ehre willen, habe Erbarmen mit mir."

Der Gelehrte, der in harter Seele die empfangene Beschimpfung bei sich erwog und nun die Witwe weinen und flehen sah, fühlte zu gleicher Zeit Lust und Leid im Herzen; Lust über die Rache, die er mehr als alles andere begehrt hatte, und Leid, weil ihn seine Menschlichkeit dabei zum Mitgefühl mit der Unglücklichen bewegte. Da jedoch die Menschlichkeit die Grausamkeit seines Begehrens nicht zu besiegen vermochte, antwortete er:

„Madonna Helena, wenn meine Bitten, die ich freilich weder so mit Tränen anzufeuchten, noch so zu verzuckern wußte, wie du jetzt die deinigen, mir in jener Nacht, als ich in deinem mit Schnee erfüllten Hofe fast vor Kälte starb, mindestens dazu gedient hätten, daß du mich ein wenig unter Dach und Fach hättest treten lassen, so würde es mir leicht sein, jetzt dein Flehen zu erhören; ist dir aber jetzt um soviel mehr als in früherer Zeit an deiner Ehre gelegen, und ist es dir so entsetzlich, dort oben nackt zu stehen, so wende dieses dein Flehen an denjenigen, in dessen Armen nackt zu weilen dir in jener Nacht, deren du dich selbst wohl erinnerst, nicht schwer fiel, indessen du mich mit klappernden Zähnen, den Schnee zertretend, in deinem Hofe umhergehen hörtest; von ihm laß dir helfen, von ihm dir deine Kleider reichen und die Leiter anlegen, auf der du heruntersteigest; in ihm suche das Zartgefühl

deiner Ehre zu wecken, für den du diese jetzt wie tausend andere Male der Gefahr auszusetzen nicht angestanden hast. Warum rufst du ihn nicht herbei, daß er dir zu Hilfe komme? Wem kommt dies mehr zu als ihm? Denn du bist ja die seinige, und was auf der Welt soll er hüten, wem helfen, wenn er dich nicht hütet und dir nicht hilft? Ruf ihn, Törin, die du bist, und versuch es, ob die Liebe, die du für ihn hegst, und seine und deine eigene Klugheit dich vor meiner Torheit erretten können, weil du doch, mit ihm scherzend, ihn damals fragtest, ob ihm meine Torheit oder deine Liebe zu ihm größer erschiene. Tu aber jetzt nicht gegen mich freigebig mit dem, was ich nicht mehr begehre und was du, wenn ich es begehrte, mir nicht verweigern könntest. Spare deinem Liebhaber deine Nächte auf, wenn es geschehen sollte, daß du lebend von hier fortkommst. Sie seien dein und sein; ich hatte an einer einzigen genug, und einmal verhöhnt zu sein, möge mir genügen. Noch übst du die alte List in deiner Rede; du bestrebst dich, indem du mich lobst, meine Großmut zu gewinnen, und nennst mich ehrenwert und einen Edelmann und hoffst in der Stille, daß ich aus Großmut davon abstehe, dich für deine Bosheit zu strafen. Aber deine Schmeicheleien sollen mir jetzt die Augen des Verstandes nicht ebenso umnebeln, wie einst deine treulosen Versprechungen es taten. Ich habe mich selbst erkannt, und solange ich auch in Paris verweilte, habe ich nicht so viel von mir selbst gelernt, als du in einer einzigen Nacht mich durch dein Betragen hast erkennen lassen. Doch gesetzt auch, ich wäre großmütig, so gehörst du nicht zu denen, bei denen die Großmut ihre Wirkungen zu zeigen hat.

„Das Ende der Buße für solche bösen Tiere, wie du bist, sowie das der Rache an ihnen, sollte nur der Tod

sein, während für Menschen das genügt, was du sagtest. Darum, bin ich auch kein Adler, so erkenne ich dich doch auch nicht für eine Taube, sondern für eine giftige Schlange, die ich, als einen uralten Feind, mit jeglichem Haß und jeglicher Gewalt zu verfolgen gedenke, obschon alles, was ich gegen dich tue, nicht eigentlich Rache, sondern vielmehr nur Züchtigung genannt werden kann; denn die Rache übersteigt notwendig die Beleidigung, und diese deine Züchtigung wird sie noch nicht einmal erreichen. Denn, wollte ich mich rächen, und dabei auf den Zustand sehen, in den du meine Seele versetztest, so würde dein Leben, wollte ich es dir auch rauben, mir nicht genügen und ebensowenig das von hundert anderen deinesgleichen, denn ich würde immer nur ein verächtliches, schlechtes und schuldiges Weiblein töten. Was zum Henker bist du denn, wenn man das bißchen Gesicht abnimmt, das wenige Jahre mit Runzeln anfüllen und verderben werden, mehr als jede andere jämmerliche Magd? Und doch lag es nicht an dir, daß du nicht einen Ehrenmann, wie du mich eben erst nanntest, zum Tode führtest, dessen Leben an einem einzigen Tage der Welt mehr nützen kann, als hunderttausende deinesgleichen vermögen, solange die Welt stehen wird. Ich will dir also durch diese Züchtigung, die du ausstehst, zeigen, was es heißt, Männer zu verhöhnen, die einige Einsicht besitzen, und was es auf sich hat, eines Gelehrten zu spotten, auf daß du in Zukunft, wenn du hier mit dem Leben davonkommst, nie wieder in diese Torheit verfallen mögest. Doch, hast du so großes Verlangen, von dort herabzukommen, warum stürzest du dich nicht auf die Erde? Dann wirst du dir mit Gottes Hilfe den Hals brechen und dadurch zugleich aus der Pein kommen, in der du zu sein glaubst,

und mich zu dem zufriedensten Menschen von der Welt machen. Nun will ich dir nichts weiter sagen; ich wußte es zu veranstalten, daß du dort hinaufstiegst; erfinde du jetzt das Mittel herabzusteigen, wie du das erfandest, mich zu verhöhnen."

Während der Gelehrte so sprach, weinte die unglückliche Witwe unausgesetzt; inzwischen verging die Zeit, und die Sonne stieg immer höher. Doch als sie ihn schweigen hörte, begann sie: „Grausamer Mann, ward dir jene verwünschte Nacht so schwer und schien dir mein Verschulden so groß, daß dich weder meine jugendliche Schönheit noch meine herben Tränen oder mein demütiges Flehen erweichen können, so laß wenigstens dadurch dich einigermaßen rühren und deine rauhe Strenge mildern, daß ich dir von neuem vertraute und alle meine Geheimnisse dir offenbarte, indem ich eben hierdurch deinem Verlangen, mich zur Erkenntnis meines Unrechts zu bringen, Gelegenheit bot; denn ohne diese vertrauensvolle Hingebung hättest du nie das Mittel gefunden, dich an mir zu rächen, was du doch mit solcher Begierde ersehntest. Darum laß nun ab von deinem Zorne und vergib mir. Ich bin, wenn du mir verzeihen und mich von hier hinunterlassen willst, bereit, den treulosen Jüngling gänzlich aufzugeben und dich allein für meinen Geliebten und Herrn anzuerkennen, obwohl du meiner Schönheit spottest und sie für vergänglich und wenig wert erklärst. Doch wie auch sie und die aller anderen Frauen beschaffen sei, so weiß ich doch, daß, wäre sie aus keinem anderen Grunde wertzuhalten, sie es deshalb ist, weil sie das Verlangen, die Freude und das Ergötzen der männlichen Jugend ausmacht, und du bist keineswegs alt. Ja, wie grausam ich auch von dir be-

handelt werde, so kann ich doch nicht glauben, daß du wünschst, mich eines so ehrlosen Todes sterben zu sehen, wie ich ihn fände, falls ich mich wie eine Verzweifelte vor deinen Augen, denen ich einst so sehr gefiel, von diesem Turme hinabstürzte. Um Gottes willen, habe Mitleid und Erbarmen mit mir. Die Sonne fängt an heiß zu glühen, und wie mich die Kälte in dieser Nacht gequält, so beginnt ihr Strahl mir jetzt höchst beschwerlich zu fallen."

Hierauf entgegnete ihr der Gelehrte, der Gefallen daran fand, sie mit Worten hinzuhalten: „Dein Zutrauen, Madonna, überlieferte dich meinen Händen nicht aus Liebe für mich, sondern um den wiederzugewinnen, den du verloren hattest, und verdient darum nichts anderes als größere Strafe; und töricht ist dein Glaube, daß ich nur auf diese Weise zu der von mir ersehnten Rache habe kommen können. Tausend andere Wege hatte ich dazu, mit tausend Schlingen hatte ich dadurch deine Füße umstrickt, daß ich dich noch immer zu lieben vorgab, und nicht lange hätte es währen können, so hättest du, wenn es auch nicht auf diese Weise geschehen wäre, notwendig in eine meiner Schlingen fallen müssen. Ja, in keine hättest du geraten können, welche dir nicht zu größerer Strafe und Schmach, als diese ist, ausgeschlagen wäre; diesen Weg aber ergriff ich, nicht um dich zu schonen, sondern um desto früher meiner Rache froh zu werden. Ja, wäre mir auch jeder andere fehlgeschlagen, so wäre mir die Feder doch nicht entgangen, mit der ich solche Dinge von dir geschrieben haben würde, daß du jeden Tag tausendmal gewünscht haben würdest, niemals geboren zu sein.

„Die Gewalt der Feder ist um vieles größer, als diejenigen ermessen, die sie aus Erfahrung nicht erprobt

haben, und ich schwöre zu Gott — und mag er mich der Rache, die ich jetzt an dir nehme, bis ans Ende froh machen, wie er es mit ihrem Anfang getan hat —, daß ich Dinge von dir geschrieben haben würde, um derenwillen du, nicht allein vor anderen, sondern vor dir selber schamrot, dir die Augen ausgerissen haben würdest, um dich nicht mehr zu sehen; halte also dem Meer nicht vor, daß es durch den kleinen Bach gewachsen sei.

„Aus deiner Liebe und daraus, daß du mein werdest, mache ich mir, wie gesagt, nicht das mindeste. Gehöre nur immerhin dem an, dessen du warst — wenn du es fernerhin kannst; ich aber liebe ihn jetzt ebenso, wie ich ihn einst liebte, um der Art willen, wie er nun gegen dich gehandelt hat. Ihr Weiber verliebt euch und begehrt die Liebe der Jünglinge, weil ihr sie vielleicht mit etwas lebhafterer Gesichtsfarbe und schwärzerem Bart selbstzufrieden einherschreiten, tanzen und turnieren seht; alles dies aber besaßen auch diejenigen, die nun etwas älter geworden sind, und außerdem wissen sie schon, was jene noch zu lernen haben. Ihr haltet sie für bessere Ritter und glaubt, daß sie mehr Meilen am Tage zurücklegen als die gereifteren Männer.

„Ich selbst räume ein, daß sie euer Pelzchen mit größerer Kraft durchschütteln; aber die Gereifteren wissen, ihrer Erfahrung zufolge, besser die Flecke, wo der Floh zu finden ist, und das Wenige, aber Schmackhaftere ist dem Vielen und Geschmacklosen bei weitem vorzuziehen. Der scharfe Trab schmerzt und ermüdet den Reiter, wie jung er auch sei, während ein bequemer Schritt, wenn auch etwas später, doch ausgeruht zur Herberge führt. Ihr seht nicht ein, ihr Wesen ohne Urteil, wieviel Übel sich unter diesem Bißchen schöner

Außenseite verbirgt. Nicht mit einer einzigen Schönen sind die Jünglinge zufrieden, sondern so viele sie sehen, so viele begehren sie, so vieler glauben sie würdig zu sein. Deshalb kann ihre Liebe nicht beständig sein, und du selbst kannst jetzt zum sichersten Beweis dafür Zeugnis ablegen. Ferner wollen sie geehrt und geliebkost sein von ihren Schönen und dünken sich dessen wert, und sie kennen keinen größeren Ruhm, als mit denen zu prahlen, die sie besessen haben, eine Sünde, die schon viele Weiber den Mönchen zuführte, die wenigstens nichts wiedersagen. Und obgleich du behauptest, niemand als deine Magd und ich kenne deine Liebe, so weißt du es schlecht oder glaubst es zu Unrecht, wenn du es glaubst. Seine ganze Straße sowohl als deine Nachbarschaft spricht fast von nichts anderem; aber meistens ist der letzte, dem solche Dinge zu Ohren kommen, gerade derjenige, den sie betreffen. Auch plündern die jungen Fante euch aus, während ihr von den älteren beschenkt werdet.

„Aber sei du nur, die du so schlecht zu wählen wußtest, immerhin dessen, dem du dich schenktest, und überlaß mich, den du verhöhntest, anderen. Denn ich habe eine Geliebte gefunden, unendlich würdiger, als du es bist, eine Geliebte, die mich besser zu erkennen gewußt hat, als du es tatest. Und damit du über das, was meine Augen verlangen, eine wichtigere Überzeugung in jene Welt mitnimmst, als meine Worte sie dir in dieser gegeben zu haben scheinen, so stürze dich nur bald herab, und deine Seele wird, wie ich glaube, von den Klauen des Teufels schon erfaßt, wahrnehmen, ob mein Auge sich verwirrt oder nicht, wenn es dich so kopfüber herabstürzen sieht. Doch solche Freude wirst du mir, glaube ich, nicht machen wollen, und darum ermahne ich dich, wenn die Sonne dich zu brennen anfängt, an den Frost

zu denken, den du mich erdulden ließest, und wenn du ihn dann mit dieser Hitze mischest, so wird dir die Sonne ohne Zweifel gemäßigt vorkommen.“

Die untröstliche Witwe sah wohl, daß die Rede des Gelehrten auf ein grausames Ziel hinauslief; sie fing daher wieder an zu weinen und sagte: „Siehe, da nichts, das mich beträfe, dich zum Mitleid mit mir bewegen kann, so bewege dich die Liebe, die du für jene Dame hegst, die du klüger als mich erfunden zu haben und von der du geliebt zu sein versicherst. Um ihrer Liebe willen vergib mir und reiche mir meine Kleider, damit ich mich ankleiden könne, und laß mich von hier herunter.“

Hierauf fing der Gelehrte zu lachen an, und da er sah, daß die dritte Morgenstunde schon geraume Zeit vorüber war, versetzte er: „Freilich, jetzt kann ich nicht nein sagen, da du mich bei einer solchen Dame beschworen hast. Sage mir denn, wo sie sind, ich will danach gehen und dich von dort oben herunterlassen.“

Da die Witwe dies glaubte, beruhigte sie sich etwas und bezeichnete ihm den Ort, wo die Kleider versteckt waren.

Doch als der Gelehrte den Turm verließ, befahl er seinem Diener, sich nicht von dort zu entfernen, sondern in der Nähe zu bleiben und nach allen Kräften zu verhüten, daß jemand hineinkomme, bis er selbst zurückkehren werde. Dies gesagt, eilte er nach dem Hause seines Freundes, speiste hier gemächlich und legte sich dann, als es ihm Zeit dünkte, zur Ruhe nieder.

Die Witwe indessen, die auf dem Turm geblieben war, setzte sich, nunmehr von törichter Hoffnung ein wenig ermutigt, doch über die Maßen betrübt, wieder auf, drängte sich an die Seite der Mauer, wo sie ein

wenig Schatten fand, und fing, von bitteren Betrachtungen umgeben, zu harren und zu warten an. Bald nachsinnend, bald an der Rückkehr des Gelehrten mit ihren Kleidern verzweifelnd, und von einem Gedanken auf den anderen überspringend, verfiel sie endlich, vom Schmerze besiegt, in Schlaf, da sie die ganze vorige Nacht nicht geschlafen hatte.

Unterdessen war die Sonne, die in vollster Sommerglut brannte, bis zum Mittag heraufgerückt und traf schutzlos mit ihrem fast senkrechten Strahl den weichen und zarten Körper und den nicht bedeckten Kopf der Witwe mit solcher Gewalt, daß er nicht allein die Haut, soviel er erreichte, verbrannte, sondern diese Stück für Stück bersten machte, und so heftig war der Schmerz, daß er die tief Schlafende zum Erwachen nötigte. Wie sie sich nun bei dem Gefühle des Brandes nur ein wenig bewegte, dünkte es ihr, als öffne sich die ganz versengte Haut und reiße in Stücken, wie wir es mit verbranntem Pergament geschehen sehen, wenn man es zieht. Überdies schmerzte ihr der Kopf so sehr, daß sie meinte, er müsse zerspringen, was denn wahrlich auch kein Wunder war. Zugleich war aber auch der Estrich des Bodens so glühend, daß sie weder mit den Füßen, noch sonst mit einem Teile darauf Ruhe finden konnte, weshalb sie denn, ohne in derselben Lage irgend zu verweilen, sich unter Tränen stets hin- und herwandte.

Außer diesem allen fanden sich bei der völligen Windstille auch Fliegen und Bremsen in unermeßlicher Zahl ein, die sich auf ihren zerborstenen Körper setzten und sie so heftig stachen, daß jeder Stich ihr der eines Speeres schien, weshalb sie keinen Augenblick ablassen konnte, die Hände umher zu bewegen, während sie dabei

sich selbst, ihr Dasein, ihren Liebhaber und den Gelehrten fortwährend verwünschte.

So von der grenzenlosen Hitze, vom Sonnenbrande, von den Fliegen und Bremsen, zugleich auch vom Hunger und noch vielmehr vom Durste, als Zugabe aber von tausend quälenden Gedanken geängstigt, gepeinigt und durchwühlt, sprang sie empor und fing an umherzuspähen, ob sie nicht in der Nähe irgend jemanden sähe oder hörte, völlig entschlossen, was auch daraus werden möchte, ihn zu rufen und um Beistand anzusprechen. Doch auch dies hatte ihr feindliches Geschick ihr versagt. Die Landleute waren wegen der Hitze alle von den Feldern verschwunden, und niemand war an diesem Tage in jener Gegend zur Arbeit ausgegangen, da sie alle bei ihren Häusern ihr Korn draschen. Darum hörte sie denn nichts als Heuschrecken und sah nichts als den Arno, der, mit seinen Wassern ihr Verlangen erregend, ihren Durst nicht nur stillte, sondern ihn noch vermehrte. Auch sah sie an verschiedenen Orten Büsche, Schatten und Häuser, welche alle der Begehrenden auf gleiche Weise zur Peinigung gereichten.

Was sollen wir mehr noch von dem unglücklichen Weibe berichten? Die Sonne von oben, die Glut des Estrichs von unten, die Stiche der Fliegen und Bremsen von der Seite, alles dies hatte sie so zugerichtet, daß sie, die noch die Nacht zuvor mit der Weiße ihrer Haut die Schatten besiegt hatte, jetzt rot wie die Sünde und ganz mit Blut besudelt, jedem, der sie sah, das häßlichste Wesen von der Welt erscheinen mußte. So ohne Rat und Hoffnung weilend, erwartete sie mehr den Tod als irgend etwas anderes.

Inzwischen war die neunte Tagesstunde mehr als zur Hälfte herangekommen, als der Gelehrte, von seinem

Schlaf erwachend und seiner Witwe sich erinnernd, nach dem Turm zurückkehrte, um zu sehen, was aus ihr geworden sei, und seinen Diener, der noch nüchtern war, zum Essen fortschickte.

Als dies die Unglückliche wahrnahm, kam sie, schwach und erschöpft von der großen Pein, an die Öffnung, setzte sich dort nieder und begann weinend folgendermaßen: „Rineri, wohl hast du dich jetzt über alles Maß gerächt, denn wenn ich dich nachts in meinem Hofe vor Frost erstarren ließ, so hast du mich bei Tage auf diesem Turme versengen, ja verbrennen und überdies Hungers und Durstes fast sterben lassen; ich beschwöre dich daher bei Gott allein, komm herauf, und da ich mir selber den Tod zu geben nicht den Mut habe, so gib du ihn mir, den ich jetzt mehr begehre als alles andere, so groß ist die Qual, die ich empfinde. Und willst du mir diese Gunst nicht erweisen, so laß mir wenigstens einen Becher Wasser reichen, damit ich mir den Mund anfeuchten kann, da bei der Trockenheit und der Glut, die ich innerlich fühle, meine Tränen nicht genügen wollen!"

Wohl ermaß der Gelehrte an der Stimme ihre Schwäche, auch sah er zum Teil ihren von der Sonne ganz versengten Körper. Dieses sowohl als ihr demütiges Flehen erweckte in ihm einiges Mitleid für sie; nichtsdestoweniger antwortete er ihr: „Schlechtes Weib, von meinen Händen sollst du nicht sterben; stirb von deinen eigenen, wenn du Verlangen danach hast, und Wasser will ich dir ebensoviel zur Linderung deiner Glut reichen, als ich Feuer von dir zur Linderung des Frostes bekam. Das eine aber beklage ich sehr, daß, während die Krankheit, die die Folge jenes Frostes war, mit übelriechendem Dünger geheilt werden mußte, die deiner

jetzigen Glut mit der Kühlung duftigen Rosenwassers geheilt werden wird, und daß, während ich meine Nerven, ja mein Leben einzubüßen im Begriff war, du nach dieser sengenden Hitze gerade wie die Schlange, die ihre alte Haut abstreift, wieder schön werden wirst."

„O, weh mir," entgegnete die Dame, „eine so erlangte Schönheit möge Gott denen gewähren, die mir übel wollen! Aber du, der du grausamer bist als ein reißendes Tier, wie hast du es vermocht, mich auf diese Weise zu martern? Und was hätte ich von dir und von einem anderen Schlimmeres erwarten können, wenn ich dein ganzes Geschlecht unter den grausamsten Qualen umgebracht hätte? Gewiß, ich weiß nicht, welche größere Marter man an einem Verräter, der eine ganze Stadt dem Tode geopfert, hätte ausüben können, als die ist, der du mich preisgegeben, indem du mich von der Sonne rösten und von den Fliegen aufzehren ließest. Und nun mir noch einen Becher Wassers zu versagen, während man den durch Urteil und Recht verdammten Mördern, wenn sie zum Tode gehen, häufig Wein reicht, sobald sie ihn fordern! Wohlan denn, da ich nun sehe, daß du in deinem grausamen Entschlusse fest beharrst und daß mein Leiden dich auf keine Weise rühren kann, so will ich mich in Geduld anschicken, den Tod zu empfangen, auf daß Gott mit meiner Seele Mitleid haben möge. Diesen rufe ich an, daß er mit gerechtem Auge dies dein Werk betrachte."

Nachdem sie diese Worte gesprochen, zog sie sich mit schwerer Mühe gegen die Mitte des Estrichs zurück, daran verzweifelnd, dieser brennenden Glut lebendig zu entkommen; und nicht ein-, sondern tausendmal meinte sie, vor Durst und Schmerzen den Verstand zu verlieren,

wobei sie fortwährend heftig weinte und über ihr trauriges Geschick wehklagte.

Schon war es Abend geworden, und nun schien es dem Gelehrten, daß er genug getan habe; er ließ daher von seinem Diener ihre Kleider nehmen und sie in dessen Mantel einschlagen und begab sich sodann zu dem Hause der Unglücklichen, wo er ihre Magd trostlos, traurig und ohne Rat an der Tür sitzend fand und also zu ihr sprach: „Wie geht es deiner Gebieterin, gute Frau?"

„Herr," antwortete ihm die Magd, „ich weiß es nicht. Diesen Morgen glaubte ich sie in ihrem Bette zu finden, in das sie, wie es mir schien, sich gestern abend gelegt hatte; allein ich fand sie weder hier noch anderswo, auch weiß ich nicht, was aus ihr geworden ist, und lebe deshalb in der größten Sorge. Doch Ihr, o Herr, könnt Ihr mir vielleicht etwas von ihr sagen?"

Hierauf entgegnete der Gelehrte: „Hätte ich dich nur zusammen mit ihr dort gehabt, wo ich sie hatte, damit ich auch dich deiner Schuld wegen ebenso hätte züchtigen können, wie ich sie für die ihre gezüchtigt habe. Doch fürwahr, auch du sollst meinen Händen nicht entgehen, bis ich auch dich für deine Werke so gestraft habe, daß du nie mehr einen Mann betrügst, ohne an mich zu denken." Darauf sagte er zu seinem Diener: „Gib ihr die Kleider und heiße sie zu ihrer Herrin gehen, wenn sie will."

Der Diener richtete diesen Befehl aus; die Magd aber ergriff die Kleider, erkannte sie, und als sie hörte, was ihr gesagt wurde, fürchtete sie, man habe ihre Gebieterin getötet, und hielt sich kaum zurück, daß sie nicht laut schrie; in Tränen ausbrechend eilte sie, sobald der Gelehrte fort war, mit den Kleidern in vollem Lauf zu dem Turm hinaus.

Zufällig waren einem Arbeiter der Witwe an diesem Tage zwei seiner Schweine entlaufen, die zu suchen er umherging, wobei er bald nach der Entfernung des Gelehrten zu dem kleinen Turm gelangte. Während er noch rings umherschaute, ob er seine Schweine nicht erblickte, hörte er das Wehklagen der unglücklichen Frau; deshalb stieg er empor und rief, so laut er konnte: „Wer weint dort oben?"

Die Witwe erkannte die Stimme ihres Arbeiters, rief ihn beim Namen und sagte: „Eile zu meiner Dienerin und sorge, daß sie schnell hier zu mir heraufkommen könne."

Nun erkannte der Arbeiter auch sie und rief: „Weh mir, Madonna, wer brachte Euch dort hinauf? Eure Dienerin sucht Euch heute schon den ganzen Tag; aber wer hätte glauben können, daß Ihr dort oben wäret." Dann nahm er die Stangen der Leiter, fing an, sie aufzurichten, wie sie stehen mußte, und band daran mit Weidenbast die einzelnen Querhölzer fest.

Indem kam die Magd dazu, und als sie in den Turm trat, konnte sie ihre Stimme nicht länger zurückhalten, sondern fing unter Händeringen zu rufen an: „Weh mir, meine holde Gebieterin, wo seid Ihr?"

Als die Witwe sie hörte, rief sie, so laut sie nur konnte: „O, meine Schwester, ich bin hier oben. Weine nicht, sondern reiche mir schnell meine Kleider!"

Sobald die Magd sie sprechen hörte, stieg sie, fast schon getröstet, schnell die Leiter empor, welche der Arbeiter beinahe völlig zurecht gemacht hatte, und gelangte mit seinem Beistand auf den Söller. Als sie aber nun ihre Gebieterin, kaum einem menschlichen Körper, sondern viel eher einem verkohlten Holzklotze ähnlich, ganz erschöpft, ganz entstellt und nackt auf der Erde

liegen sah, fuhr sie sich mit den Nägeln ins Gesicht und fing an, nicht anders über sie zu wehklagen, als wäre sie tot.

Die Dame aber beschwor sie bei Gott, zu schweigen und ihr zu helfen, sich anzukleiden. Und nachdem sie von ihr erfahren, daß niemand außer denen, die ihr die Kleider gebracht, und dem Arbeiter, der gegenwärtig war, wisse, wo sie gewesen sei, tröstete sie sich einigermaßen hierüber und beschwor sie nur, daß sie niemandem je etwas hiervon sagen möchten.

Nach vielen gewechselten Worten lud nun der Arbeiter sich die Dame, die nicht gehen konnte, auf die Schultern und trug sie glücklich aus dem Turme heraus. Die unglückliche Magd aber, die zurückgeblieben war, stieg die Leiter weniger vorsichtig herab, glitt mit dem Fuße aus und fiel von oben auf die Erde herab, wobei sie sich das Hüftbein brach und wie ein Löwe zu brüllen anfing. Der Arbeiter legte die Dame auf einen Rasenfleck nieder, ging dann zu sehen, was der Magd widerfahren sei, und als er sie mit zerbrochenem Beine fand, trug er sie gleichermaßen nach dem Rasen hin und legte sie zur Seite ihrer Gebieterin nieder. Als diese dies Unglück zu allem ihren übrigen Mißgeschick noch hinzugekommen sah und jetzt die mit zerbrochenem Bein erblickte, von der sie mehr als von irgend jemand anderem Hilfe erwartet hatte, wurde sie über die Maßen traurig und fing von neuem so bitterlich zu weinen an, daß der Arbeiter sie nicht mehr trösten konnte, sondern nun auch für sein Teil zu weinen anfing.

Da aber die Sonne schon tief stand, begab er sich, dem Wunsche der trostlosen Dame gemäß, um hier nicht von der Nacht überrascht zu werden, nach seinem Hause, rief zwei seiner Brüder und seine Frau herbei

und kehrte in deren Begleitung mit einem Brette zurück, auf das man die Magd legte, um sie nach Hause zu tragen. Die Witwe aber stärkte er mit frischem Wasser und mit guten Worten, nahm sie dann auf seine Schulter und trug sie in die Kammer. Die Frau des Arbeiters gab ihr geröstetes, mit Essig angefeuchtetes Brot zu essen, kleidete sie aus und legte sie zu Bett; der Arbeiter aber sorgte dafür, daß sie und die Magd die folgende Nacht nach Florenz getragen würden, und so geschah es.

Hier setzte die Dame, die an allerhand List reich war, eine fabelhafte, von dem wirklich Geschehenen völlig verschiedene Geschichte zusammen, durch welche sie ihren Brüdern, ihren Schwestern und jedem anderen weismachte, daß alles dies sowohl über sie selbst als über die Magd allein durch Zauberkünste und Teufelsspuk gekommen sei. Ärzte waren zur Hand, und nicht ohne große Angst und Trübsal für die Schöne, die mehrere Male ihre ganze Haut an dem Bettlaken hängen ließ, heilte man sie von einem heftigen Fieber und von anderen Zufällen, und ebenso die Magd von ihrem Beinbruch. Um aller dieser Dinge willen vergaß die Witwe ihren Liebhaber gänzlich und hütete sich von der Stunde ab weislich vor dem Verhöhnen und vor dem Verlieben.

Als der Gelehrte von dem Beinbruch der Magd hörte, meinte er hinreichende Rache genommen zu haben und ließ nun, froh und ohne etwas weiteres zu erwähnen, die Sache dabei bewenden.

So also erging es der törichten Frau mit ihrem Spotte, indem sie einen Gelehrten ebenso leicht anführen zu können glaubte, wie einen anderen, und nicht wußte, daß diese, wenn auch nicht alle, so doch zum größten

Teil wissen, wo der Teufel den Schwanz hält. Und darum, geliebte Damen, hütet euch ja, jemand betrügen zu wollen, doch besonders die Gelehrten.



ACHTE GESCHICHTE

Zwei Freunde verkehren miteinander. Der eine schläft bei der Frau des anderen; dieser merkt es und veranstaltet mit seiner Frau, daß ersterer in einen großen Kasten eingesperrt wird, auf dem er nun, während jener darin ist, mit dessen Frau sein Spiel treibt.

Schwer und schmerzlich waren Helenas Unglücksfälle den Damen anzuhören gewesen; allein, weil sie der Meinung waren, daß sie zum Teil mit Recht über sie gekommen, hatten sie sie mit gemäßigtem Mitgefühl angehört, obgleich sie den Gelehrten für hart und überstandhaft, ja für grausam erklärten. Doch als Pampinea nun zu Ende gekommen war, gebot die Königin der Fiammetta fortzufahren, und diese sprach, gern gehorchend, also:

Anmutige Mädchen, weil es mir vorkommt, wie wenn die Strenge des beleidigten Gelehrten euch doch etwas geschmerzt hat, so meine ich, ist es geziemend, mit etwas Scherzhafterem die traurig gestimmten Geister wieder zu erheitern, und darum denke ich denn, euch eine kleine Geschichte von einem jungen Manne zu erzählen, der mit ruhigerer Seele eine Beleidigung hinnahm und diese mit gemäßigterer Strafe rächte. Aus dieser Geschichte könnt ihr erlernen, daß es jedem genügen müsse, wenn der Esel so vergolten bekommt, wie er gegen die Wand schlug, und daß man nicht darauf ausgehen soll, mit einer über die Gebühr gesteigerten Rache zu verletzen, während man doch nur unternahm, eine empfangene Beleidigung zu rächen.

In Siena lebten einst zwei junge Leute, wohl bemittelt und von guten Bürgerfamilien, deren einer Spinelloccio Tanena und der andere Zeppa di Mino hieß, welche beide Hausnachbarn in der Camollia waren.



H. Gravelot inv. *T. IV. N. 21.* *Le Mire Sculp*

Diese beiden jungen Leute lebten beständig miteinander und schienen nach ihrem Benehmen sich so zu lieben und mehr, als wären sie Brüder gewesen, und jeder von ihnen hatte eine ganz hübsche Frau zur Gattin. Nun aber begab es sich, daß Spinelloccio, der viel in Zeppas Hause verkehrte, mochte dieser da sein oder nicht, sich so mit Zeppas Frau befreundete, daß er anfing, bei ihr zu schlafen, und dies setzten sie beide eine geraume Zeit lang fort, ehe irgend jemand etwas gewahr wurde.

Im Verlaufe der Zeit geschah es jedoch, daß Zeppa eines Tages zu Hause war, während die Frau es nicht wußte, und Spinelloccio ihn abzurufen kam. Die Frau entgegnete ihm, er sei nicht zu Hause, weshalb denn Spinelloccio schnell heraufkam und, da er die Frau im Vorsaal fand und niemand sonst darin erblickte, sie umarmte und küßte, und sie ihn. Dies sah Zeppa; allein er sagte kein Wort, sondern hielt sich verborgen, um zu sehen, wie dies Spiel enden würde, und bald sah er denn auch seine Frau und Spinelloccio Arm in Arm nach seiner Kammer gehen und sich dort einschließen. Dies entrüstete ihn natürlich sehr; allein da er einsah, daß durch Lärmen und dergleichen seine Beleidigung nicht geringer, vielmehr die Schmach noch vergrößert würde, so beschränkte er sich darauf, darüber nachzudenken, wie er eine Rache dafür nehmen könne, die, ohne daß andere sie erführen, sein Gemüt doch vollständig befriedigte.

Nach langem Nachsinnen glaubte er endlich den Weg dazu gefunden zu haben und hielt sich nun solange verborgen, als Spinelloccio bei seiner Frau verweilte. Sobald dieser fort war, trat er daher in die Kammer, wo er die Frau fand, die noch nicht damit fertig war, sich die Kopftücher wieder zurecht zu machen, die Spi-

nelloccio ihr im Scherze abgenommen hatte, und sprach: „Weib, was treibst du?"

„Nun, siehst du es nicht?" entgegnete ihm die Frau.

„Jawohl", sagte Zeppa, „und ich habe auch anderes gesehen, das ich nicht gesehen zu haben wünschte." Nun sprach er mit ihr über das Vergangene; sie aber gestand ihm nach vielen Umständen in größter Angst, was sie inbetreff ihres Verkehrs mit Spinelloccio nicht wohl leugnen konnte, und begann darauf, ihn weinend um Vergebung zu bitten.

Zeppa antwortete ihr: „Siehe, Weib, du hast unrecht getan, und wenn du willst, daß ich dir dies Unrecht verzeihe, so habe acht, vollständig auszuführen, was ich dir gebieten werde; dies besteht in folgendem: Ich will, daß du dem Spinelloccio sagen läßt, er solle morgen um die dritte Tagesstunde irgendeinen Vorwand finden, sich von mir loszumachen und hierher zu dir kommen; wenn er dann hier sein wird, so werde ich zurückkommen; und sobald du mich hören wirst, mache, daß er in diesen Kasten kriecht und schließ ihn darin ein; wenn du dies getan hast, werde ich dir das übrige, was du zu tun hast, schon sagen. Und bei alle diesem darfst du keine Furcht haben; denn ich verspreche dir, ich werde ihm nichts zuleide tun."

Um ihn zu begütigen, sagte die Frau, sie wolle es tun, und so geschah es auch. Als der folgende Tag nämlich erschien und Zeppa mit Spinelloccio um die dritte Stunde zusammen war, sprach der letztere, der der Frau verheißen hatte, um diese Stunde zu ihr zu kommen, zum Zeppa: „Ich muß heute morgen mit einem Freunde essen, den ich nicht warten lassen mag, und darum Gott befohlen."

„Es ist ja nicht Essenszeit", sagte Zeppa.

„Schadet nichts," antwortete Spinelloccio; „ich habe auch mit ihm über eine Angelegenheit zu sprechen und muß darum zeitig dort sein."

Nachdem Spinelloccio sich so von Zeppa losgemacht hatte, ging er mit einem kleinen Umweg zu der Frau des letzteren; und wie sie beide in der Kammer waren, dauerte es auch nicht lange, so kehrte Zeppa heim. Als die Frau ihn hörte, stellte sie sich sehr erschrocken und hieß ihren Liebhaber sich in dem Kasten verbergen, den der Mann ihr angegeben hatte, schloß ihn darin ein und verließ dann die Kammer.

Zeppa kam herauf und rief: „Frau, ist es nicht Zeit zum Essen?"

„Jawohl," antwortete diese, „viel fehlt nicht mehr."

Nun fuhr Zeppa fort: „Spinelloccio ist heute morgen zu einem Freunde zum Essen gegangen und hat seine Frau allein gelassen; geh also ans Fenster, rufe sie und sage ihr, sie solle zu uns zum Essen kommen."

Die Frau, die noch immer für sich selber fürchtete, und darum äußerst gehorsam geworden war, tat, was der Mann ihr befahl.

Spinelloccios Frau, von Zeppas Frau sehr gebeten, erschien daher, als sie hörte, daß ihr Mann nicht zu Hause essen würde. Zeppa empfing sie mit der größten Zuvorkommenheit, ergriff sie vertraulich bei der Hand, und indem er seiner Frau heimlich befahl, in die Küche hinabzugehen, führte er sie in die Kammer, die er, sobald sie eingetreten waren, von innen verschloß. Als die Frau ihn die Kammertür verschließen sah, rief sie: „Weh mir, Zeppa, was soll dies bedeuten? Darum also habt Ihr mich herüberkommen lassen? Ist dies die Liebe, die Ihr dem Spinelloccio beweist, und die treue Kameradschaft, die Ihr mit ihm haltet?"

Hierauf entgegnete ihr Zeppa, indem er sich dem Kasten näherte, worin ihr Mann verschlossen war, und sie festhielt: „Ehe du mir Vorwürfe machst, höre, was ich dir sagen werde. Ich habe den Spinelloccio geliebt und liebe ihn noch wie meinen Bruder; doch gestern habe ich, obgleich er noch von nichts weiß, entdeckt, wie das Vertrauen, das ich auf ihn gesetzt habe, zu dem Ziele geführt hat, daß er bei meiner Frau schläft wie bei dir. Nun aber will ich, eben weil ich ihn liebe, an ihm keine andere Rache nehmen, als von der gleichen Art, wie die Beleidigung gewesen ist. Er hat meine Frau besessen, und ich beabsichtige, dich ebenso zu besitzen. Willst du dies nicht, wahrlich, so muß ich ihn anders fassen, und weil ich diese Beschimpfung durchaus nicht ungestraft zu lassen gedenke, so muß ich ihm dann ein Spiel machen, daß weder du noch er je wieder froh sein werdet."

Als die Frau dies hörte und auf die vielen Beteuerungen, die Zeppa ihr deshalb machte, es endlich glaubte, sagte sie: „Lieber Zeppa, da nun deine Rache auf mich fallen soll, so bin ich auch damit zufrieden, wenn du nur Sorge trägst, daß ich wegen dessen, was wir tun sollen, mit deiner Frau im Frieden bleibe, wie ich, dem zum Trotz, was sie gegen mich getan hat, mit ihr in Frieden zu bleiben gedenke."

Hierauf antwortete Zeppa: „Gewiß, das will ich schon machen; überdies aber schenke ich dir auch einen so kostbaren und schönen Edelstein, wie keine andere ihn haben soll." Nach diesen Worten umarmte er sie und fing an, sie zu küssen, streckte sie dann auf den Kasten hin, in dem ihr Mann verschlossen war, und ergötzte sich nun hier mit ihr und sie mit ihm, solange es ihm gefiel.

Spinelloccio, der in dem Kasten steckte und dies ganze Gespräch, sowohl was Zeppa gesagt, als was seine Frau geantwortet, mit angehört und dann den Trevisaner Tanz über seinem Kopfe erlebt hatte, fühlte lange Zeit solchen Schmerz darüber, daß er zu sterben meinte, und hätte er sich nicht vor Zeppa gefürchtet, so würde er seiner Frau ein schlimmes Wort zugerufen, und eingeschlossen, wie er war, die ärgsten Sachen gesagt haben. Zuletzt jedoch bedachte er, daß die Beschimpfung von ihm ausgegangen war und daß Zeppa recht hatte, zu tun, was er tat, ja, daß er sich menschlich und wie ein Freund gegen ihn benahm, und deshalb versprach er sich selbst, mehr noch als zuvor Zeppas Freund sein zu wollen, wenn dieser es begehrte.

Nachdem Zeppa, ganz nach seinem Belieben, mit der Frau verweilt hatte, stieg er von dem Kasten herab, und als die Frau den versprochenen Edelstein von ihm forderte, öffnete er die Kammer und ließ seine Frau kommen, die nichts anderes sagte als: „Madonna, Ihr habt mir Gleiches mit Gleichem bezahlt." Und auch dies sagte sie lächelnd.

„Nun," sprach Zeppa zu ihr, „mach den Kasten auf"; sie tat es, er aber zeigte ihr nun den Spinelloccio, der darin lag.

Viel gehörte dazu, um zu sagen, wer von beiden sich mehr schämte, Spinelloccio, als er den Zeppa erblickte, von dem er wußte, daß ihm bekannt war, was er getan hatte, oder die Frau, als sie ihren Mann sah und nun erkannte, daß er gehört und gefühlt habe, was sie auf dem Kasten gemacht hatte.

Doch Zeppa sagte zu ihr: „Sieh da, hier ist der Edelstein, den ich dir schenke."

Spinelloccio sprang unterdessen aus dem Kasten und

sagte, ohne viel Umstände zu machen: „Zeppa, wir sind quitt, und darum ist es gut, daß wir, wie du vorhin zu meiner Frau sagtest, Freunde bleiben, wie wir waren; ja, daß wir, weil bisher nichts unter uns geschieden war, als die Frauen, auch diese unter uns teilen."

Zeppa war damit zufrieden; und im besten Frieden von der Welt aßen sie alle vier zusammen. Von nun an aber hatte jede dieser beiden Frauen zwei Männer und jeder von ihnen zwei Frauen, ohne daß irgend jemals ein Streit oder Gezänk deswegen zwischen ihnen entstand.





H. Gravelot inv. T. IV. N°. 22. *Pare Sculp.*

NEUNTE GESCHICHTE

Meister Simon, der Arzt, wird von Bruno und Buffalmacco, welche ihn in einer Gesellschaft, die „kursieren“ geht, aufzunehmen versprochen haben, nachts an einen Ort gegeschickt und von Buffalmacco in eine Schmutzgrube gestoßen und darin gelassen.

Nachdem die Damen noch eine Zeitlang über die Gemeinschaft der Weiber, wie jene beiden Senesen sie untereinander einführten, geschwatzt hatten, begann die Königin, der allein noch zu erzählen übrig war, folgendermaßen:

Allerdings, ihr liebevollen Mädchen, hatte Spinelloccio den Streich verdient, den Zeppa ihm spielte, und ich glaube deshalb nicht, daß — wie Pampinea uns vor kurzem zeigen wollte — derjenige bitter zu tadeln sei, der einen Possen dem spielt, der dies entweder selber herbeiführt oder es sonst verdient. Spinelloccio verdiente es; ich aber beabsichtige, euch von einem anderen zu erzählen, der sich einen solchen Possen gleichsam aufsuchte, und bin dabei der Meinung, daß die, die ihm diesen Streich spielten, keineswegs zu tadeln, sondern zu loben sind. Der aber, dem dieser Streich gespielt wurde, war ein Arzt, der, obgleich er einen großmächtigen Pelz von Grauwerk trug, doch von Bologna als ein Schaf nach Florenz zurückkehrte.

Wie wir täglich erleben, kehren unsere Stadtkinder, der eine als Richter, der andere als Arzt, der dritte als Notarius von Bologna mit langen und faltigen Röcken heim, mit Scharlach und Pelzverbrämung und mit allerhand anderem stattlichen Aufputz, und welche Erfolge diesem allen entsprechen, sehen wir gleichfalls alle Tage. Unter diesen kam denn auch vor nicht gar langer Zeit ein gewisser Meister Simone da Villa zu uns wieder

heim, ein Mann, reicher an Erbgütern als an Wissenschaft, prächtig in Scharlach gekleidet und mit großem Mantelkragen, und zwar seiner Versicherung nach als Doktor der Medizin, und nahm seine Wohnung in der Straße, die wir heute die Via del Cocomero nennen.

Dieser Meister Simon nun, der, wie erzählt, erst eben in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, hatte unter anderen auffallenden Gewohnheiten auch die, jeden, der bei ihm war, unablässig zu fragen, wer jeder einzelne Mensch sei, den er über die Straße gehen sah, und als hätte er aus den Handlungen der Menschen die Medikamente für seine Kranken zusammenzusetzen, so gab er auf alles acht und merkte sich alles. Unter anderen, auf die er mit besonderer Aufmerksamkeit seine Augen geworfen hatte, befanden sich auch zwei Maler, von denen heute schon zweimal hier erzählt worden ist, Bruno und Buffalmacco, die in steter Verbindung miteinander lebten und seine Nachbarn waren. Es schien ihm, daß diese beiden sich weniger Sorge machten und fröhlicher lebten als irgend jemand auf der Welt (wie sie es denn auch wirklich taten), und er fragte daher mehrere andere nach ihren Verhältnissen. Da er nun von allen hörte, sie seien arme Leute und Maler, so setzte sich bei ihm die Idee fest, sie könnten unmöglich so fröhlich von ihrer Armut leben, vielmehr hielt er dafür, daß sie gar schlaue Gesellen wären, die von irgendeiner den Leuten unbekannten Seite her große Einnahmen beziehen müßten.

Aus allem diesen entstand bei ihm das Verlangen, wenn es sein könne, mit beiden oder wenigstens mit einem von ihnen vertraut zu werden, und in der Tat gelang es ihm, mit Bruno näheren Umgang anzuknüpfen. Bruno, der nach den wenigen Malen, die er

mit ihm zusammen gewesen war, diesen Doktor für einen Dummkopf erkannt hatte, fing an, sich mit ihm unter stets neuen Einfällen den größten Spaß von der Welt zu machen, und der Doktor fand gleichfalls an Brunos Umgang die größte Freude. Nachdem er ihn mehrere Male zu sich zum Essen geladen hatte und deshalb nun meinte, ganz vertraulich mit ihm sprechen zu können, erzählte er ihm, wie sehr er sich über ihn und Buffalmacco gewundert habe, daß sie als arme Leute ein so lustiges Leben führten, und bat ihn, ihm zu sagen, wie sie dies eigentlich anstellten.

Als Bruno den Doktor hörte und ihm diese Frage wieder so eine von seinen vielen törichten und albernen dünkte, fing er an zu lachen und nahm sich vor, ihm so zu antworten, wie es seine Einfalt verdiente. Darum sprach er: „Meister, ich würde es nicht vielen sagen, wie wir das anfangen; doch nehme ich keinen Anstand, es Euch zu gestehen, der Ihr mein Freund seid und von dem ich weiß, daß Ihr es niemandem wiedersagen werdet. In der Tat ist es richtig, daß mein Kamerad und ich so fröhlich und wohlgemut leben, wie es Euch scheint, und eher noch fröhlicher; und von unserer Kunst oder von irgendeinem anderen Ertrag, den wir aus unseren Besitzungen zögen, würden wir allerdings nicht einmal das Wasser bezahlen können, das wir verbrauchen. Doch, darum müßt Ihr nicht glauben, daß wir stehlen gehen, sondern wir gehen bloß kursieren, und daraus ziehen wir alles und jedes, was zu unserem Vergnügen oder Bedürfnis dient, ohne Nachteil irgendeines dritten, und daraus allein entspringt die heitere Lebensweise, die Ihr uns führen seht.“

Als der Doktor dies hörte und, ohne zu wissen, was es bedeutete, alles glaubte, wunderte er sich höchlichst;

zugleich aber kam ihm auch das heftigste Verlangen, zu erfahren, was dies Kursierengehen bedeute, und auf das inständigste bat er Bruno daher, es ihm zu sagen, indem er ihm beteuerte, daß er es gewiß und wahrhaftig niemals irgend jemandem wiedersagen würde.

„Weh mir," erwiderte Bruno, „Meister, was verlangt Ihr von mir? Es ist ein gar zu großes Geheimnis, was Ihr von mir zu wissen begehrt, und eine Geschichte, die mich unglücklich machen und aus der Welt, ja, dem Lucifer von San Gallo in den Rachen jagen kann, wenn ein Dritter es erführe. Aber so groß ist die Liebe, die ich zu Eurer qualitativen Pinselhaftigkeit von Lagnaja hege, so groß das Vertrauen, das ich in Euch setze, daß ich Euch nichts abschlagen kann, was Ihr begehrt, und darum will ich es Euch sagen, unter der Bedingung jedoch, daß Ihr bei dem Kreuz von Montesone mir schwört, es, wie Ihr versprochen habt, niemals jemandem wiederzusagen."

Der Meister beteuerte, daß er es nicht tun wollte.

„Also," sagte Bruno, „mein zuckersüßer Meister, es ist noch nicht lange her, daß in dieser Stadt ein großer Zauberkünstler und Meister der Negromantik weilte, der Michael Scotto hieß, weil er aus Schottland war, und der von vielen adligen Männern, von denen jetzt nur noch wenige leben, große Ehre empfing; als dieser nun von hier abreisen wollte, ließ er auf ihre Bitten zwei seiner einsichtigsten Schüler hier zurück, denen er auftrug, beständig zu jedem Wunsch dieser edlen Herren, die ihn so geehrt hatten, bereit und gewärtig zu sein. Diese dienten nun den vorerwähnten Edelleuten in mehreren kleinen Liebesgeschichten und anderen Sächelchen willfährig; zuletzt aber, da ihnen die Stadt und die Sitten der Einwohner gefielen, entschlossen sie sich, für immer

hier zu bleiben, und befreundeten sich auf das genaueste mit einigen Bürgern, ohne darauf zu achten, wer diese wären, ob von Adel oder nicht von Adel, ob reich oder arm, vorausgesetzt nur, daß es Leute waren, die zu ihren Sitten paßten.

„Um nun diesen ihren so gewonnenen Freunden gefällig zu sein, stifteten sie eine Gesellschaft von etwa fünfundzwanzig Männern, die sich wenigstens zweimal im Monat an einem von ihnen bestimmten Orte versammeln, und wenn sie hier beieinander sind, sagt ein jeder ihnen seinen Wunsch, und sie verschaffen ihm diesen sogleich für die Nacht. Mit diesen beiden stehen nun ich und Buffalmacco in besonderer und vertrauter Freundschaft, und wir wurden daher von ihnen in jene Gesellschaft aufgenommen und sind noch darin. Und ich sage Euch, so oft es geschieht, daß wir uns versammeln, ist es etwas Wunderbares, die Wandverkleidungen rings in dem Saale zu sehen, in dem wir speisen, und die königlich bedienten Tische und die Menge edler und schöner Diener, sowohl Frauen als Männer, zur Freude jedes Mitglieds dieser Gesellschaft, und die schönen Becken, die Weinkrüge und Flaschen, die Becher und das übrige Gerät von Gold und Silber, von dem wir essen und trinken; und außerdem die vielen und verschiedenen Gerichte, welche, je nachdem ein jeder sie begehrt, uns aufgetragen werden, jede Schüssel nach ihrer gehörigen Zeit.

„Aber nie würde ich Euch beschreiben können, wie mannigfach und von welcher Art die süßen Töne unzähliger Instrumente und die melodienreichen Gesänge sind, die man hier vernimmt, — noch könnte ich Euch erzählen, wie groß die Masse der Wachskerzen ist, die bei diesen Gastmahlen brennen, noch welche Menge von

Konfekt hier verzehrt wird oder wie kostbar die Weine sind, die man hier trinkt. Und ich möchte nicht, mein Salzkürbisschen, daß Ihr etwa glaubet, wir wären dort mit den Kleidern und mit dem Anzuge, den Ihr hier an uns sehet; nein, keiner ist dort so schlecht gekleidet, daß er nicht einem Kaiser gleiche, mit so kostbaren Stoffen und so herrlichen Sachen sind wir geschmückt. Doch über alle Freuden, die wir dort finden, geht die Lust an den schönen Frauen, die augenblicklich, sowie es nur einer wünscht, uns aus der ganzen Welt herbeigeschafft werden. Dort könnt Ihr die Beherrscherin der Bartnicker, die Königin der Basken, die Frau des Großsultans, die Königin von Usbekien, Frau Schwatzin aus dem Mondenlande, die Großmogulin von Plapperheim und Frau Trulle von Nasenheim sehen. Doch was zähle ich Euch diese einzelnen auf? Dort könnt Ihr alle Königinnen der Welt finden, ich sage Euch, bis zur Schinchimurra des Priesterkönigs Johannes, die die Hörner mitten auf dem Hintern trägt.

„Nun seht Ihr wohl! Haben wir getrunken und uns mit Backwerk gestärkt, ein oder zwei Tänzchen gemacht, so begibt sich jede von diesen mit dem, auf dessen Wunsch sie erschienen ist, in eine besondere Kammer. Und Ihr müßt wissen, daß diese Kammern wie ein wahres Paradies anzusehen sind, so schön sind sie und nicht weniger duftend, als die Arzneibüchsen in Eurem Apothekerladen, wenn Ihr gerade Kümmel stoßen laßt, und Betten sind Euch da, die Euch schöner dünken würden, als das des Dogen von Venedig, und in diese legt sich jedes Paar zum Schlafen nieder. Und wie nun jene Weberinnen die Tritte rühren und die Anzüge an sich ziehen, um das Tuch recht dicht zu weben, das überlasse ich Euch zu erachten. Doch zu denen, die am

besten daran sind, gehören meiner Meinung nach Buffalmacco und ich, denn Buffalmacco läßt die meisten Male sich die Königin von Frankreich und ich mir die von England kommen, die beide wohl die schönsten Frauen auf Erden sind, und also haben wir uns zu benehmen gewußt, daß sie für niemand anderes mehr ein Auge im Kopf haben als eben für uns.

„Deshalb könnt Ihr denn wohl bei Euch selbst ermessen, ob wir nicht mehr als die anderen Menschen lustig und guter Dinge leben und sein können und müssen, wenn Ihr bedenkt, daß wir die Liebe zweier solcher Königinnen besitzen, abgesehen davon, daß, wenn wir ein- oder zweitausend Goldgulden von ihnen begehren, wir sie nicht bekommen. Dies eben nennen wir nun gewöhnlich kursieren gehen; denn wie die Korsaren die Besitztümer eines jeden sich aneignen, so machen auch wir es, mit dem Unterschiede jedoch, daß sie jene niemals, wir aber sie zurückgeben, sobald wir sie gebraucht haben.

„Und so habt Ihr, mein allervortrefflichster Meister, denn nun gehört, was wir kursieren gehen nennen; allein wie sehr dies alles geheim bleiben muß, das seht Ihr wohl selbst ein, und darum sage ich nichts mehr darüber und bitte Euch nicht weiter darum."

Der Doktor, dessen Wissenschaft sich wahrscheinlich nicht weiter erstreckte, als kleinen Kindern den Grind zu kurieren, schenkte Brunos Worten soviel Glauben, wie er nur bei irgend einer ausgemachten Wahrheit angemessen gewesen wäre, und wurde von solchem Verlangen, in diese Gesellschaft aufgenommen zu werden, entflammt, wie er sich nur von was immer für einen wünschenswerten Dinge hätte entflammen lassen können. Deshalb antwortete er dem Bruno: Freilich sei es ihm

nun kein Wunder mehr, wenn sie fröhlich und guter Dinge lebten, und mit großer Mühe zügelte er sich insoweit, daß er die Bitte, ihn in jene Gesellschaft aufnehmen zu lassen, solange verschob, bis er dem Bruno noch mehr Ehre erwiesen hätte und ihm alsdann seinen Antrag mit größerer Zuversicht vorlegen könne. Doch überwand er sich und setzte unterdessen den Umgang mit ihm fleißig fort, zog ihn abends und morgens bei sich zu Tische und bezeigte ihm überhaupt eine ungemessene Liebe.

Bald wurde diese Vertraulichkeit so groß und anhaltend, daß der Doktor ohne Bruno nicht mehr sein oder leben zu können schien. Bruno, der sich dabei ganz wohl befand, hatte, um für alle die Ehre, die ihm der Doktor erwies, nicht undankbar zu scheinen, ihm in seinem Speisesaal die Einsetzung der Fasten und über den Eingang seines Zimmers ein Agnus dei, über die Haustür aber ein Uringlas gemalt, damit die, die seines Rates bedürften, ihn doch vor anderen zu erkennen wüßten. In einer offenen Halle aber malte er ihm die Schlacht der Ratzen mit den Katzen, die dem Doktor ein über die Maßen entzückendes Werk schien. Außerdem aber erzählte er dem Meister zuweilen, wenn er gerade nicht bei ihm zu Abend gegessen hatte: „Diese Nacht war ich in unserer Gesellschaft, und da ich der Königin von England ein wenig überdrüssig bin, so habe ich mir heute Frau Gumedra, die Gemahlin des Großmoguls von Tarisi, kommen lassen."

„Was bedeutet Gumedra?" fragte der Doktor. „Ich verstehe alle diese Nammen nicht."

„Oh, Meister," antwortete Bruno, „darüber wundere ich mich gar nicht; ich habe oft sagen hören, daß Hippengras und Achwieschön nichts davon berichten."

„Du meinst wohl“, erwiderte der Meister, „Hippocras und Avicenna?“

„Meiner Treu, ich weiß nicht,“ entgegnete Bruno, „ich verstehe mich auf Eure Namen ebenso schlecht wie Ihr Euch auf die meinigen. Aber Gumedra bedeutet in der Sprache des Großmoguls soviel als Kaiserin in der unsrigen. Und, o was würde sie Euch für ein schönes Weibsbild dünken! Ich sage Euch, sie würde Euch Medikamente und Rezepte und Pflaster und alles vergessen machen!“

Durch solche Erzählungen reizte er ihn denn von Zeit zu Zeit noch mehr an, und so geschah es, daß unser Doktor eines Abends, wo er bis spät in die Nacht mit Bruno wach blieb, um diesem das Licht zu halten, während er an der Ratzen- und Katzenschlacht malte, sich entschloß, ihm seine Wünsche zu eröffnen, da er ihn nun gehörig mit Gastgeboten und anderen Ehrenbezeigungen gewonnen zu haben meinte. Sie waren allein, und er begann:

„Bruno, Gott weiß es, jetzt lebt kein Mensch, für den ich alles so tun könnte wie für dich, und wenn du mir jetzt sagtest, gehe nach Peretola, ich glaube, wenig fehlte daran, so ginge ich; darum mußt du dich denn nicht wundern, wenn ich ganz vertraulich und mit aller Zuversicht dich um etwas bitte. Wie du weißt, ist es nicht lange her, daß du mir von der Art und Weise eurer lustigen Gesellschaft erzählt hast, woraus mir denn ein so großes Verlangen, zu dieser zu gehören, gekommen ist, daß niemals von irgend jemandem etwas anderes so heftig begehrt worden ist. Und dies ist nicht ohne Grund, wie du bald sehen würdest, wenn es mir je gelänge, darin aufgenommen zu werden. Denn gleich jetzt will ich, daß du mich zum Narren halten sollst,

wenn ich nicht das schönste Mägdelein, das du vielleicht seit langer Zeit gesehen hast, dorthin kommen lasse, das ich erst im vorigen Jahre in Kackenwinkel gesehen und der ich mein ganzes Herz geweiht habe.

„Beim Leibe Christi! Ich wollte ihr damals zehn bolognesische Groschen reichen, wenn sie mir zu Willen wäre, allein sie wollte nicht. Und so bitte ich dich denn, so sehr ich nur kann, sage mir, was habe ich zu tun, um hinkommen zu können, und mach' und bewirke, daß ich dort aufgenommen werde, und wahrhaftig, ihr sollt an mir einen guten, getreuen und ehrenwerten Kameraden haben. Du siehst doch, daß ich ein ganz hübscher Mann bin und daß die Beine mir gut zu Leibe stehen, und ein Gesicht habe ich wie eine Rose, und außerdem bin ich Doktor der Medizin, dergleichen ich nicht glaube, daß ihr unter euch habt, und viele prächtige Geschichten weiß ich und schöne Lieder, und gleich will ich dir eins singen." — Und damit fing er an loszusingen.

Bruno hatte solches Verlangen, zu lachen, daß er fast herausgeplatzt wäre, doch hielt er an sich. Als das Lied zu Ende war, sagte der Doktor: „Nun, was deucht dir jetzt?"

„Wahrhaftig," entgegnete Bruno, „gegen Euch können nicht einmal die Strohfiedeln aufkommen, so wundersamerweise könnt Ihr singen und übersingen."

„Nicht wahr?" sagte der Meister, „ich sage dir, du hättest es mir nicht geglaubt, wenn du mich nicht selber gehört hättest."

„Gewißlich, Ihr sagt die Wahrheit", entgegnete Bruno.

„O, ich weiß auch noch viel andere Lieder," erwiderte der Meister; „aber lassen wir das jetzt. So wie du mich hier siehst, war mein Vater ein Edelmann,

obschon er auf dem Dorfe wohnte, und von Mutterseite her stamme ich aus dem Geschlechte der Herren von Valechio. Und wie du selbst hast sehen können, fehlt es mir auch nicht an schönen Büchern und den schönsten Kleidern, die irgendein Arzt in Florenz besitzt. Gottestreu, ich habe Sachen, die, alles gerechnet, mir fast an hundert Lire in Hellern kosteten, und das sind schon mehr als zehn Jahre her, und aus allen diesen Gründen beschwöre ich dich denn, soviel ich kann, mach', daß ich dort aufgenommen werde; und Gottestreu, wenn du das beschwörst, so sei krank, so oft du willst, nie werde ich dir einen Dreier für mein Gewerbe abnehmen."

Als Bruno dies hörte und erkannte, was er schon oft erkannt hatte, daß der Doktor ein Einfaltspinsel sei, rief er: „Meister, leuchtet einmal ein wenig hierher, und laßt Euch gedulden, bis ich diesen Ratzen hier die Schwänze gemalt habe; dann will ich Euch antworten!"

Als die Schwänze fertig waren, tat Bruno, als wenn dieser Antrag ihn sehr in Verlegenheit setzte, und sagte: „Liebster Meister, freilich sind das gar große Dinge, die Ihr für mich zu tun bereit seid, und ich erkenne es an. Doch bei alledem ist, was Ihr von mir verlangt, so klein es auch im Vergleich zu der Größe Eures Gehirns ist, für mich eine gar große Sache, und ich kenne keinen Menschen auf der Welt, für den ich, es zu tun, mich entschlösse, wenn ich es nicht für Euch tue; teils weil ich Euch so liebe, wie es Euch zukommt, und teils Eurer Worte wegen, die so mit Weisheit gewürzt sind, daß sie die Betschwestern aus den Wasserstiefeln ziehen können, und je länger ich auch mit Euch umgehe, um so weiser kommt Ihr mir vor. Ja, auch das will ich Euch sagen, daß ich, wenn ich nicht anderen Grund dazu

hätte, Euch schon um deswillen lieb haben würde, weil Ihr Euch in einen so schönen Gegenstand verliebt habt, wie der ist, von dem Ihr mir eben spracht. Leider aber muß ich Euch gestehen, daß ich in diesen Dingen nicht soviel vermag, wie Ihr glaubt, und darum kann ich für Euch nicht soviel tun, wie nötig wäre. Doch wenn Ihr mir bei Eurer festen und vielverbrüchlichen Treue versprecht, das Geheimnis zu bewahren, so will ich Euch den Weg anzeigen, den Ihr einschlagen müßt, und dann scheint es mir gewiß, daß es Euch, der Ihr so schöne Bücher und die anderen Dinge, die Ihr mir gesagt habt, besitzt, notwendig gelingen müsse."

„Sprich nur dreist," entgegnete der Meister, „ich sehe wohl, du kennst mich noch nicht recht und weißt nicht, wie ich Geheimnisse zu bewahren verstehe. Traun, es waren wenig Dinge, die Messer Gasparruolo da Saliceto unternahm, solange er Richter des Podestà von Forlimpopuli war, die er mich nicht wissen ließ, weil er an mir einen so guten Geheimtuer fand. Und willst du sehen, ob ich dir die Wahrheit sage? Ich war der erste Mensch, dem er sagte, daß er im Begriffe stand, die Bergamina zu heiraten. Nun siehst du wohl!"

„Vortrefflich," sagte Bruno, „wenn der sich Euch anvertraute, so kann ich es wohl auch tun. Der Weg also, den Ihr einschlagen müßt, ist dieser. Wir haben in dieser unserer Gesellschaft immer einen Hauptmann und zwei Räte, die von sechs zu sechs Monaten wechseln, und gewiß wird am nächsten Ersten Buffalmacco Hauptmann werden und ich Rat; denn das ist schon beschlossen. Wer nun Hauptmann ist, der vermag gar viel, um hineinzubringen und aufnehmen zu lassen, wen er will; darum scheint mir denn das beste, wenn Ihr, soviel Ihr könnt, Buffalmaccos Vertrauen zu gewinnen

sucht und ihm Ehre erweist. Er ist ein Mann, der, wenn er Euch weise sieht, sich sogleich in Euch verlieben wird, und wenn Ihr dann mit Eurem Verstande und mit allen den guten Dingen, die Ihr besitzt, ihn ein wenig gewonnen haben werdet, so könnt Ihr ihn darum bitten, und er wird es auch nicht abschlagen können. Ich habe ihm bereits von Euch gesprochen, und er ist Euch so gut wie möglich, und habt Ihr nur erst das alles getan, dann laßt mich nur das Weitere mit ihm abmachen."

Hierauf entgegnete der Meister: „Was du mir sagst, gefällt mir ungemein; und ist er ein Mann, der sich an dem Umgang mit verständigen Leuten gefällt, und läßt er sich nur ein wenig mit mir ins Gespräch ein, so will ich schon machen, daß er mich immer wieder aufsuchen soll; denn von Geist habe ich so viel übrig, daß ich eine ganze Stadt damit versorgen könnte und doch noch überaus klug bliebe."

Nachdem sie sich also geeinigt hatten, erzählte Bruno dem Buffalmacco alles nach der Reihe. Dieser konnte den Augenblick nicht erwarten, dem Meister Einfalt zu gewähren, was er so begierig erstrebte. Der Doktor, der über die Maßen danach verlangte, mit kursieren zu gehen, ließ nicht locker, bis er Buffalmaccos Freund wurde, was ihm gar leicht gelang. Er fing damit an, ihm die schönsten Abendessen und die herrlichsten Imbisse von der Welt zu geben und dem Bruno mit ihm; sie aber machten mit ihrem Schwatzen ihm den Kopf ganz verdreht und sagten, während sie sich seine trefflichen Weine und fetten Kapaunen und andere gute Dinge in Menge wohlschmecken ließen, auch fortwährend um ihn her waren und ohne viel Einladungen bei ihm zu Gaste blieben, ihm immer aufs neue, daß sie dies mit keinem anderen auf der Welt tun würden.

Als es dem Doktor jedoch an der Zeit schien, trug dieser, wie Bruno ihm gesagt hatte, dem Buffalmacco endlich sein Begehren vor. Dieser zeigte sich darüber sehr bestürzt und begann, den Bruno auf das heftigste anzufahren, indem er rief: „Beim hohen Gott von Pasignano schwöre ich, ich halte mich kaum zurück, daß ich dir nicht eins auf den Kopf versetze, daß dir die Nase auf die Fersen fällt, du Verräter, der du bist! Denn niemand anders als du hast alle diese Dinge dem Meister hier offenbart."

Indessen entschuldigte ihn der Doktor lebhaft, schwor und beteuerte, er hätte es von anderer Seite her erfahren, und beschwichtigte ihn endlich durch viele weise Reden nach seiner gewohnten Art.

Buffalmacco aber wandte sich gegen den Doktor und rief: „Lieber Meister, man sieht wohl, daß Ihr in Bologna gewesen seid und reinen Mund bis in diese Stadt mitgebracht habt, ja, noch mehr sage ich Euch, man sieht, daß Ihr das Abc nicht an Gurken, wie die Dummköpfe zu tun pflegen, sondern an Kürbissen gelernt habt, weil es so lang ist, und, irre ich mich nicht, so seid Ihr am Sonntag getauft. Obwohl mir Bruno gesagt hat, daß Ihr dort Medizin studiert habt, so denke ich meinerseits doch, daß Ihr studiert habt, Menschen einzunehmen; denn wahrlich, das versteht Ihr mit Eurem Geist und Euren guten Einfällen besser, als irgendein Mensch, den ich je gesehen habe."

Der Doktor schnitt ihm das Wort vom Munde ab und sagte, zu Bruno gewandt: „Da sieht man, was es heißt, mit verständigen Leuten reden und umgehen. Wer hätte jede Eigentümlichkeit meiner Gesinnung sobald erkannt, wie dieser treffliche Mensch? Du hast das nicht sobald bemerkt und so schnell wie er gesehen, was ich wert bin.

Aber nun sage ihm auch, was ich geantwortet habe, als du mir sagtest, daß Buffalmacco sich im Umgang mit weisen Leuten gefiele! Gibst du zu, daß ich das getan habe, he?"

„Und wie!" antwortete Bruno.

Darauf sagte der Doktor zu Buffalmacco: „Noch ganz anders würdest du sprechen, wenn du mich in Bologna gesehen hättest; da war weder groß noch klein, weder Professor noch Student, der mir nicht wohlgewollt hätte, so sehr man nur auf der Welt kann; so wußte ich alle mit meinen Reden und meinem Geist zu befriedigen. Ja, mehr will ich dir sagen, nie habe ich dort ein Wort gesprochen, das nicht jedermann lachen gemacht hätte, so sehr gefiel es ihnen, und als ich fortging, da vergossen sie alle die bittersten Tränen und verlangten sämtlich, daß ich nur bleiben sollte, ja, so weit ging man, um mich zu halten, daß sie mich allein wollten über Medizin lesen lassen für alle Studenten, die nur da wären; allein ich wollte nicht, denn ich zog es vor, wieder hierher zu den großen Erbgütern zu kommen, die ich hier besitze und die schon immer meinen Vorfahren gehört haben, und so tat ich es auch."

„Was dünkt dir nun?" sagte Bruno zu Buffalmacco. „Du wolltest es mir nicht glauben, als ich es dir erzählte. Beim Affengelium, es gibt in der ganzen Stadt keinen Doktor, der sich auf den Eselsurin so versteht wie dieser hier, und gewiß und wahrhaftig, du findest keinen wie ihn von hier bis vor die Tore von Paris. Geh nun und widerstehe ihm einmal, wenn du kannst, und tu nicht, was er will."

Hierauf entgegnete der Doktor: „Bruno sagt die Wahrheit; doch ich werde hier nicht anerkannt. Ihr seid eher Leute von grobem Schlage; aber ich wollte nur,

Ihr sähet mich unter Doktoren, welchen Platz ich da einnehme."

„Wahrhaftig, Meister," erwiderte Buffalmacco, „Ihr versteht die Schliche besser, als ich je geglaubt hätte; und darum rede ich zu Euch, wie man zu einem so weisen Mann, wie Ihr seid, zu reden hat, und sage Euch mit geziemender Konfusion, wie ich Sorge tragen werde, daß Ihr ohne Fehl in unsere Gesellschaft aufgenommen werden sollt."

Nach diesem Versprechen verdoppelten sich noch die Ehrenbezeigungen, die der Doktor ihnen beiden schon vorher erwiesen hatte, und sie ließen ihn dann in ihrem Übermut dafür den Bock des tollsten Unsinns von der Welt reiten und versprachen ihm, die Gräfin von Latrinien ihm zur Gattin zu verschaffen, die das schönste Wesen sei, das im ganzen Hinterreich des menschlichen Geschlechts zu finden wäre.

Der Doktor fragte, wer diese Gräfin sei.

„Mein Samengürkchen," antwortete ihm Buffalmacco, „das ist eine gar große Dame, und wenig Häuser gibt es in der Welt, in denen sie nicht eine Jurisdiktion hat; und, von anderen zu schweigen, selbst die Brüder Minoriten huldigen ihr und bringen ihr Tribut beim Schall der Heerpauken. Auch kann ich Euch sagen, daß, wenn sie einmal umhergeht, sie sich wohl bemerkbar zu machen weiß, wie verschlossen sie auch gehalten werde. Noch ist es nicht lange her, als sie eines Nachts an meiner Tür vorbeiging, um sich am Arno die Füße abzuspülen und ein wenig frische Luft zu schöpfen; doch ihre gewöhnliche Wohnung ist im Laterin. Wohl gehen deshalb ihre Schergen häufig im Lande umher, und alle tragen, als Zeichen ihrer Herrlichkeit, das Besenreis und die Bleischnur umher. Vasallen von ihr sieht

man überall, wie zum Beispiel den Herrn Schildwache vom Torweg, Don Häuflein, Herrn von Würstchen, Frau Katherina Schnelle und viele andere, welche alle, wie ich glaube, auch Euch befreundet sind, ohne daß Ihr Euch ihrer erinnert. Einer so vornehmen Dame wollen wir Euch, wenn Ihr Eure Geliebte von Kackenwinkel im Stiche laßt und wenn uns unsere Pläne nicht mißraten, in die holden Arme führen."

Der Doktor, der in Bologna erzogen und aufgewachsen war, verstand alle diese Worte nicht und erklärte sich mit dieser Dame vollkommen zufrieden.

Nicht lange nach diesen Geschichten hinterbrachten ihm die Maler, er solle aufgenommen werden. Als nun der Tag erschienen war, wo man sich in der folgenden Nacht versammeln sollte, lud der Meister sie beide zum Imbiß zu sich, und nachdem man gespeist, fragte er sie, wie er sich zu benehmen habe, um zu dieser Gesellschaft zu kommen.

„Seht, Meister," sagte Buffalmacco zu ihm, „vor allem müßt Ihr nun festen Muts sein; denn wäret Ihr nicht sehr sicher und mutig, so könnte die Sache mißraten und Ihr könntet uns alle in großen Schaden stürzen; das aber, wobei Ihr vor allem den größten Mut beweisen müßt, sollt Ihr jetzt von mir erfahren. Zuerst müßt Ihr heute abend zur Zeit des ersten Schlafes Euch auf einem jener erhöhten Grabmäler einfinden, die erst vor kurzem außerhalb Santa Maria Novella aufgerichtet sind, und zwar in einem Eurer besten Anzüge, damit Ihr zum ersten Male anständig vor der Gesellschaft erscheint, und auch darum, weil Ihr nach dem, was uns berichtet ist — denn mitangesehen haben wir es nicht —, ein Edelmann seid, weshalb die Gräfin Euch zum gebadeten Ritter aufnehmen will, und das auf ihre Kosten.

Dort müßt Ihr solange warten, bis der erscheinen wird, den wir nach Euch senden werden.

„Damit Ihr nun von allem gehörig unterrichtet seid, so wisset, daß Euch bald ein schwarzes Tier mit Hörnern, jedoch nicht allzu groß, erscheinen und auf dem Platze vor Euch ein gewaltiges Schnaufen und Umherspringen vollführen wird, um Euch zu erschrecken; doch wenn es sehen wird, daß Ihr Euch nicht fürchtet, wird es sich Euch langsam nähern, und wenn es neben Euch steht, so steigt nur ohne Furcht von dem Grabhügel herunter und setzt Euch, ohne Gott oder die Heiligen anzurufen, getrost darauf, und wenn Ihr Euch darauf zurechtgesetzt habt, so schlagt die Arme übereinander und legt die Hände auf die Brust, ohne jedoch das Tier weiter zu berühren. Dies wird sich dann langsam in Bewegung setzen und Euch zu uns bringen; aber gleich jetzt muß ich Euch sagen, daß, wenn Ihr Gott oder die Heiligen anriefet oder Furcht fühltet, so könnte es Euch leicht abwerfen oder Euch wohin stürzen, daß Ihr übel danach röchet, und darum, wenn Ihr den Mut nicht fühlt, ganz herzhaft zu bleiben, so kommt lieber gar nicht, denn Ihr würdet Euch nur Schaden bereiten, ohne uns den geringsten Nutzen zu verschaffen."

Hierauf antwortete der Doktor: „Freunde, ihr kennt mich noch nicht; vielleicht seid ihr bange, weil ich Handschuhe trage und lange Kleider; wüßtet ihr aber, was ich in Bologna bei der Nacht, wenn ich zuweilen mit meinen Kameraden auf Weiber ausging, für Geschichten gemacht habe, so würdet ihr staunen. Gottestreu, es war einmal eine Nacht, daß ich eine, die nicht mit uns kommen wollte, so ein halbwüchsiges Ding, die kaum eine Spanne hoch war, nachdem ich ihr erst eine gute Anzahl Faustschläge gegeben, bei dem Kragen nahm

und sie wohl so einen Pfeilschuß weit fortschleppte, und da mußte sie infolge meiner Maßregeln denn wohl oder übel mit uns kommen.

„Ein anderes Mal, erinnere ich mich, und es war niemand bei mir, als einer von meinen Dienern, ging ich so des Abends ein wenig nach dem Ave Maria beim Kirchhof der Minoriten vorüber, und erst denselben Tag war eine Frau dort begraben worden, und doch hatte ich keine Furcht; und deshalb sorget nicht, denn Zuversicht und Mut habe ich eher allzuviel. Und ich sage euch, um am Anstand nichts fehlen zu lassen, werde ich mir meinen Scharlachrock anziehen, in dem ich zum Doktor creiert wurde, und dann sollt ihr sehen, ob die Gesellschaft sich freuen wird, wenn sie mich erblickt, und ob ich nicht mit der Zeit werde zum Hauptmann erhoben werden. Kurz, ihr werdet schon sehen, wie die Sache geht, wenn ich erst einmal da gewesen bin; hat ja doch eine Gräfin, ohne mich noch gesehen zu haben, sich schon so in mich verliebt, daß sie mich zum gebadeten Ritter machen will. Vielleicht wird mir die Ritterschaft schlecht stehen, und ich werde sie schlecht zu behaupten wissen, vielleicht aber auch umgekehrt; darum laßt mich nur machen."

„Ihr habt vollkommen recht," sagte Buffalmacco hierauf; „aber hütet Euch nur, uns nicht etwa einen Querstrich zu machen, daß Ihr nicht kämt oder nicht gefunden würdet, wenn wir nach Euch schicken. Und dies sage ich darum, weil es kalt ist und ihr Herren Ärzte euch gewöhnlich vor der Kälte sehr in acht nehmt."

„Da sei Gott vor," sagte der Doktor hierauf; „ich gehöre ganz und gar nicht zu den Frostigen und mache mir aus der Kälte gar nichts; selten geschieht es, wenn

ich so nachts aufstehen muß, um eines körperlichen Bedürfnisses willen, wie einem jeden bisweilen begegnet, daß ich mir mehr als meinen Pelz über das Wamms werfe; und darum seid unbesorgt, ich werde gewiß da sein."

Nun schieden sie, und als es Nacht zu werden anfing, brachte der Doktor seine Entschuldigungen zu Hause bei seiner Frau vor, suchte heimlich seinen Scharlachrock hervor, zog ihn an, als es ihm Zeit dünkte, und stieg auf eines jener Denkmäler, kauerte sich hier auf dem Marmor zusammen, da die Kälte groß war, und fing nun an, die Erscheinung des Untiers zu erwarten.

Buffalmacco, der groß und kräftig von Person war, hatte sich inzwischen eine jener Masken besorgen lassen, die man bei gewissen, jetzt aus der Mode gekommenen, öffentlichen Spielen zu gebrauchen pflegte, und warf sich dann einen Pelz, die schwarzen Haare nach außen, über, so daß er aussah wie ein Bär, ausgenommen, daß die Maske einen Teufelskopf mit Hörnern vorstellte. So angetan, begab er sich, um zu sehen, wie die Sache ablaufen würde, nach dem neuen Platz von Santa Maria Novella, und Bruno folgte ihm in geringer Entfernung. Sobald Buffalmacco, ohne selbst bemerkt worden zu sein, gewahr wurde, daß der Herr Meister dort war, kroch er auf allen Vieren herbei, fing an, Sprünge zu machen und einen gewaltigen Lärm auf dem Platz zu erheben, zu prusten, zu heulen und zu schnaufen, wie wenn er besessen wäre.

Als der Doktor dies sah und hörte, sträubte sich ihm jedes Haar auf dem Leibe zu Berge, und er fing an zu zittern, wie er denn in der Tat feiger und furchtsamer war, als ein Weib; und zu dieser Zeit hätte er lieber sich nach Hause gewünscht als an jene Stelle.

Nichtsdestoweniger, weil er denn doch einmal gekommen war, nahm er sich zusammen und zwang sich zu einigem Mut, so sehr trieb ihn das Verlangen, die Wunder zu schauen, von denen jene ihm erzählt hatten.

Nachdem Buffalmacco noch eine Zeitlang in der angegebenen Art fortgewütet hatte, stellte er sich, als würde er ruhiger, näherte sich dem Grabmal, auf dem der Doktor saß, und blieb stehen. Der Meister, zitternd vor Furcht, wußte nicht, was er beginnen sollte, ob aufsteigen oder davonbleiben. Da er jedoch zu fürchten anfing, daß ihm das Ungetüm etwas zuleide tun möchte, wenn er nicht aufstiege, verscheuchte er endlich mit der zweiten Furcht die erste und verließ das Grabmal, indem er leise sprach: „Gott steh' mir bei!" stieg dann auf, setzte sich wohl zurecht und legte, am ganzen Leibe zitternd, die Hände auf der Brust zusammen, wie ihm befohlen worden war.

Nun fing Buffalmacco an, sich leise nach Santa Maria della Scala hin zu wenden, und trug ihn, immer auf allen Vieren kriechend, bis nahe zu den Nonnen von Ripole. Um jene Zeit aber befanden sich in dieser Gegend Gruben, in die die Feldbesitzer umher die „Gräfin von Latrinien" ausschütten ließen, um damit ihre Felder zu düngen. Als Buffalmacco diesen nahe war, näherte er sich dem Rande einer solchen Grube, nahm seine Zeit wahr, ergriff mit der Hand einen der Füße des Doktors, stieß ihn mit dieser von sich herab und schleuderte ihn richtig, den Kopf voran, in die Grube, indem er zugleich laut zu knurren, zu springen und zu toben anfing und dann vor Santa Maria della Scala vorüber nach der Wiese von Ognissanti zu ging, wo er Bruno fand, der, weil er das Lachen nicht länger hatte halten können, die Flucht ergriffen hatte. Beide

freuten sich nun des gelungenen Spaßes und stellten sich von fern auf die Lauer, um zu sehen, was der eingeteigte Doktor jetzt beginnen würde.

Als dieser gewahr wurde, an welchem abscheulichen Orte er sich befinde, wandte er alle Mühe an, sich wieder aufzurichten und emporzuarbeiten, um herauszukommen; doch gelangte er erst, nachdem er bald hier, bald dort wieder eingesunken, von Kopf bis zu Fuß ganz eingeteigt war und etliche Drachmen davon verschluckt hatte, jammernd und wutentbrannt wieder heraus, wobei er seinen Mantelkragen darin zurückließ. Nun schabte er sich mit den Händen, so gut es gehen wollte, den Teig ab und kehrte, da er nichts anderes anzufangen wußte, nach Hause zurück, wo er so lange klopfte, bis ihm aufgemacht wurde.

Doch kaum war er so stinkend eingetreten und die Tür hinter ihm geschlossen, als auch Bruno und Buffalmacco zur Hand waren, um zu hören, wie der Doktor von seiner Frau empfangen werden würde. Sie standen horchend da und hörten nun die Frau die schrecklichsten Schimpfreden gegen ihn ausstoßen, die je dem ärgsten Schufte gesagt wurden.

„Ha," rief sie, „wie recht ist dir geschehen! Gewiß warst du zu irgendeinem Weibsbilde gegangen und wolltest gar stattlich in deinem Scharlochrocke vor ihr erscheinen! Genügte ich dir denn etwa nicht? Mein Schatz! Einem ganzen Volke könnte ich genügen, geschweige denn dir! O, hätten sie dich nur darin ersticken lassen, als sie dich hineinwarfen, wo du verdient hattest, hineingeworfen zu werden! Ei, seht mir doch den ehrenwerten Doktor! Eine Frau zu haben und des Nachts auf fremde Weiber auszugehen!"

Mit solchen und ähnlichen Redensarten hörte sie,

während der Doktor sich über und über waschen und reinigen ließ, bis Mitternacht nicht auf, ihn zu quälen.

Am folgenden Morgen erschienen Bruno und Buffalmacco, nachdem sie sich die Haut unter den Kleidern allerwege mit solchem blauen Striemen bemalt hatten, wie Puffe und Schläge sie zu bewirken pflegen, im Hause des Doktors, den sie schon aufgestanden trafen. Als sie bei ihm eintraten, stank ihnen noch alles entgegen; denn noch hatte man nicht so vollständig reinigen können, daß es nicht noch fortwährend gerochen hätte.

Als der Doktor sie kommen hörte, ging er ihnen entgegen und rief, Gott möge ihnen einen guten Tag geben. Doch Bruno und Buffalmacco erwiderten ihm, wie sie unter sich verabredet hatten, mit zornigem Gesicht: „Das geben wir Euch nicht zurück! Im Gegenteil bitten wir den Himmel, er möge Euch so viel arge Zeit schicken, daß Ihr eines üblen Todes sterbt, als dem treulosesten und abscheulichsten Verräter, der lebt. Wahrlich, an Euch hat es nicht gelegen, daß wir, die wir uns bemühten, Euch Ehre und Freude zu verschaffen, nicht gleich Hunden tot geschlagen sind. Eurer Treulosigkeit wegen haben wir diese Nacht so viel Stöße und Püffe bekommen, daß mit wenigeren ein Esel von hier bis Rom zu treiben wäre, abgesehen davon, daß wir in Gefahr standen, aus der Gesellschaft gestoßen zu werden, in die wir Euch hatten aufnehmen lassen wollen. Und glaubt Ihr uns nicht, so seht hier unsere Haut, wie sie aussieht.“ Und nun öffneten sie so im Zwielicht vorn ihre Kleider und zeigten ihm ihre bemalte Brust, schlossen sie aber sofort wieder.

Der Doktor wollte sich entschuldigen und von seinem Mißgeschick erzählen und sagen, wie und wo er abgeworfen worden sei.

Aber Buffalmacco sagte: „Ich wollte, es hätte Euch von der Brücke in den Arno hinabgeworfen. Warum mußtet Ihr auch Gott anrufen oder die Heiligen? War es Euch nicht vorher gesagt worden?"

„Gottestreu," entgegnete der Doktor; „ich habe dergleichen nicht angerufen."

„Wie," rief Buffalmacco, „Ihr hättet nicht? Ihr werdet Euch freilich nicht erinnern; denn der Bote hat uns wohl berichtet, wie Ihr am ganzen Leibe gezittert habt, wie Espenlaub, und nicht gewußt habt, wo Ihr wart. Ihr habt es schon recht gemacht, das mag sein; aber kein Mensch soll uns mehr einen solchen Streich spielen, und Euch wollen wir schon noch die Ehre erweisen, die Euch dafür gebührt."

Darauf begann der Doktor sie um Vergebung zu bitten und sie bei Gott zu beschwören, sie möchten ihn nicht in Schande bringen, und suchte mit den schönsten Worten von der Welt sie, so gut er konnte, zu beschwichtigen; vor Furcht aber, daß sie diese Schmach bekannt machen möchten, fing er nun an, wenn er sie schon vorher geehrt hatte, sie von jetzt an noch viel mehr mit Einladungen und auf andere Weise zu ehren und zu liebkosen.

In dieser Weise also, die ihr gehört habt, macht man diejenigen klug, die dies in Bologna noch nicht geworden sind.





H Gravelot inv. T. IV. N. 23. Le Mire Sculp.

ZEHNTE GESCHICHTE

Eine Sicilianerin nimmt einem Kaufmann alles, was er nach Palermo gebracht hat, mit meisterhafter Geschicklichkeit ab; dieser stellt sich, als sei er mit noch viel größeren Warenvorräten wie zuerst nach Palermo zurückgekehrt, nimmt ihr das Geld durch Borg wieder ab und läßt ihr nichts als Wasser und Werg.

Man braucht nicht zu fragen, wie sehr die Erzählung der Königin die Damen an verschiedenen Stellen zum Lachen brachte. Keine war darunter, der vor unmäßigem Lachen nicht wenigstens ein dutzendmal die Tränen in die Augen gekommen waren. Als sie jedoch zu Ende war, nahm Dioneo, der wohl wußte, daß nun die Reihe an ihm war, das Wort:

Anmutige Damen, es ist offenbar, daß Schlauheit und List destomehr gefallen, je schlauer derjenige ist, der durch sie künstlich hinter das Licht geführt wird. Und deshalb, so schöne Sachen ihr uns auch alle erzählt habt, denke ich euch doch eine Geschichte zu erzählen, die euch um so vielmehr als jede andere, die wir gehört haben, gefallen muß, als diejenige, welche betrogen wurde, selbst eine größere Meisterin im Betrügen war als irgendein anderer von den Betrogenen, von denen ihr uns bis jetzt berichtet habt.

Es war sonst und ist vielleicht noch heute ein Gebrauch in allen Städten, welche Seehäfen haben, daß die Kaufleute, welche dort mit Waren ankommen, dieselben, sobald sie ausgeladen worden, in eine Niederlage bringen, die an vielen Orten die Dogana genannt wird und welche entweder die Stadtgemeinde oder der Landesherr unterhält. Hier übergibt man denen, die darüber gesetzt sind, schriftlich das Verzeichnis sämtlicher Waren und ihres Preises, und diese weisen dem Kaufmann dann ein Magazin

an, wo er seine Ware unterbringt und mit dem Schlüssel verschließt, worauf die genannten Douaniers oder Zollwächter auf Rechnung des Kaufmanns die gesamte Ware in das Zollbuch eintragen, indem sie sich demnächst ihre Gebühr für die ganze Ladung oder für einen Teil der Ware, sowie er diese aus der Dogana entnimmt, von dem Kaufmann bezahlen lassen. Aus diesen Zollbüchern unterrichten sich gar häufig die Makler über die Güte und den Betrag der Waren, die dort niedergelegt sind, sowie über die Namen der Kaufleute, die sie feilbieten, mit denen sie dann, wie es trifft, Wechsel- oder Tauschgeschäfte, Verkäufe oder anderen Umsatz abschließen.

Dieser Gebrauch war, wie an vielen anderen Orten, auch zu Palermo in Sicilien eingeführt, welche Stadt zu gleicher Zeit an Weibern reich war und noch ist, die ebenso schön von Körper wie der Ehrbarkeit feindlich gesinnt sind. Wer sie nicht kennt, möchte sie wohl für vornehme und höchst anständige Damen halten; aber wie sie einzig bedacht sind, die Männer nicht nur zu rupfen, sondern völlig auszuschälen, nicht etwa nur zu barbieren, sondern zu schinden, so sehen sie kaum einen fremden Kaufmann, da eilen sie auch, sich aus dem Zollbuch zu unterrichten, was er am Orte besitzt und was er vermag, und bestreben sich dann, durch gefälliges und liebreizendes Betragen oder durch zuckersüße Worte diese Kaufleute an sich zu ziehen und in ihre Liebesnetze zu locken.

Schon manchen haben sie darin verstrickt und manchem einen guten Teil seiner Waren aus den Händen gespielt, vielen sogar alles; ja, es hat selbst nicht an solchen gefehlt, die Ladung und Schiff, Fleisch und Knochen bei ihnen gelassen haben, so sauber hat die Bartscheererin das Scheermesser zu führen gewußt.

Nun traf es sich vor noch nicht langer Zeit, daß einer unserer jungen Florentiner, namens Niccolo da Cignano, der jedoch Salabaetto genannt wurde, von seinem Dienstherrn mit einer Ladung Wollzeug, die ihm auf der Messe von Salerno übriggeblieben waren und die wohl an fünfhundert Goldgulden wert sein konnten, dorthin geschickt, in Palermo eintraf. Nachdem er den Zollwächtern das Verzeichnis dieser Waren übergeben und sie in ein Magazin geschafft hatte, begann er, ohne mit dem Verkauf allzu große Eile zu zeigen, in der Stadt bisweilen lustwandelnd umherzugehen.

Er war von weißer Gesichtsfarbe, blond und auffallend hübsch, auch war er von schlankem Wuchse, und so geschah es bald, daß eine von jenen Bartscheererinnen, die sich Madonna Jancofiore nennen ließ, ihr Auge auf ihn warf, da sie von seinen Angelegenheiten bereits einige Kunde hatte. Er bemerkte dies, und da er sie für eine große Dame hielt, der er seiner Schönheit wegen zu gefallen glaubte, so gedachte er, diese Liebe gar vorsichtig zu verfolgen, und fing an, ohne jemandem ein Wort davon zu sagen, lustwandelnd vor ihrem Hause vorüberzugehen. Als sie dies bemerkte, entflammte sie ihn einige Tage lang zuerst gehörig mit ihren Augen, dann stellte sie sich, als werde sie innerlich von Verlangen nach ihm verzehrt, und endlich sandte sie heimlich eine Frau zu ihm, die die Kunst des Kuppelns aus dem Grunde verstand.

Diese erzählte ihm fast mit Tränen in den Augen, nach vielen Umherschweifen, wie er mit seiner Schönheit und Anmut ihre Gebieterin so gefesselt habe, daß sie weder bei Tage noch bei Nacht eine ruhige Stelle finden könne, und wie sie daher mehr als alles andere begehre, sich, wenn es ihm gefiele, mit ihm in einem

Bade heimlich zusammenzufinden, worauf sie aus ihrer Tasche einen Ring hervorzog und ihm diesen im Auftrage ihrer Herrin überreichte. Als Salabaetto dies hörte, dünkte er sich der glücklichste Mensch, der je lebte, nahm den Ring, berührte damit seine Augen, küßte ihn, steckte ihn auf den Finger und erwiderte dann der guten Frau, daß, wenn Madonna Jancofiore ihn liebe, dies ihr reichlich vergolten werde; denn er liebe sie mehr als sein eigenes Leben und sei bereit, zu gehen, wohin es ihr genehm sei, und zu jeglicher Stunde.

Nachdem nun die Botin mit dieser Antwort zu ihrer Gebieterin heimgekehrt war, wurde dem Salabaetto binnen kurzem angegeben, in welchem Bade er am folgenden Tage nach der Vesper sie erwarten solle. Ohne jemandem in der Welt etwas davon zu sagen, begab er sich zu der bezeichneten Stunde schnell dorthin und fand das Bad schon von der Dame in Beschlag genommen. Nicht lange harrte er, als zwei schwer beladene Sklavinnen erschienen; die eine trug eine schöne und große Matratze von Baumwolle auf dem Kopf, die andere aber einen großen Korb voll Sachen. Die Matratze breiteten sie in einer Kammer des Bades auf einem Bettgestell aus, legten ein paar feine mit Seide besetzte Laken darüber, dann ein schneeweißes Kissen von feiner zyprischer Leinwand und endlich zwei kleinere, bewundernswürdig schön gearbeitete Kopfkissen darauf. Dann entkleideten sie sich, traten in das Bassin und wuschen und kehrten es auf das sorgfältigste.

Nicht lange darauf erschien die Dame mit zwei anderen Sklavinnen gleichfalls im Bade. Sobald es sich tun ließ, begrüßte sie den Salabaetto auf das zärtlichste, seufzte dann wiederholt tief auf und sagte unter vielfachen Umarmungen und Küssen: „Ich weiß nicht, wer

auf der Welt außer dir mich hierzu hätte bringen können; allein du, mein grausamer Toskaner, hast meine Seele gänzlich in Flammen gesetzt."

Nach dieser Anrede stiegen sie beide, wie sie verlangte, entkleidet in das Bad, und zwei Sklavinnen mit ihnen. Hier nun wusch sie den Salabaetto, ohne ihn von einer anderen berühren zu lassen, eigenhändig mit Moschus- und Gewürznägeleinseife gar sorgsam und behaglich; dann ließ auch sie sich von den Sklavinnen waschen und reiben. Als dies geschehen war, brachten die Sklavinnen zwei weiße und feine Tücher, aus denen ein solcher Rosenduft hervordrang, daß alles, was dort war, Rosen zu sein schienen; in das eine Tuch wurde von der einen Sklavin Salabaetto, in das andere von der zweiten die Dame gewickelt; dann wurden sie von den Mädchen auf die Schultern genommen und beide in das bereitete Bett getragen. Nachdem hierauf der Schweiß vorüber war, zogen die Sklavinnen diese Tücher weg, so daß sie nun nackt auf dem Laken blieben. Dann wurden silberne Fläschchen von erlesener Arbeit aus dem Korbe genommen, das eine voll Rosenwasser, das andere voll Orangenblüten-, das dritte voll Jasminwasser, das vierte mit noch anderem wohlriechenden Wasser gefüllt, und mit allen diesen Wassern wurden sie nun ganz besprengt. Dann wurden Schachteln mit Backwerk und köstliche Weine hervorgebracht, an denen sie sich ein wenig stärkten.

Salabaetto glaubte nicht anders, als im Paradiese zu sein; schon tausendmal hatte er das Mädchen angeblickt, das in der Tat äußerst schön war, und er konnte die Zeit nicht erwarten, bis die Sklavinnen fortgehen und er sie in seine Arme schließen würde. Nachdem die Sklavinnen auf Befehl des Mädchens eine brennende

Kerze in dem Gemach zurückgelassen und sich dann entfernt hatten, umarmte sie den Salabaetto und er sie, und lange weilten sie beieinander zur großen Lust des Jünglings, dem es dünkte, sie verzehre sich ganz in Liebe zu ihm.

Als es der Schönen jedoch Zeit schien, sich zu erheben, kleideten sie sich unter Beihilfe der zurückgerufenen Sklavinnen wieder an und stärkten sich abermals mit Wein und Konfekt. Nachdem sie alsdann sich Gesicht und Hände von neuem mit diesen duftigen Wassern gewaschen hatten, sprach die Dame zu Salabaetto, der nun Abschied nehmen wollte: „Wäre es dir genehm, so würde es mir eine gar große Freude sein, wenn du diesen Abend zum Essen und zur Nachtherberge zu mir kämst."

Salabaetto, der von ihrer Schönheit und ihrer wohlberechneten Anmut ganz bezaubert war und sich fest überzeugt hielt, daß sie ihn wie das Herz ihres eigenen Leibes liebe, erwiderte: „Madonna, jeder Eurer Wünsche ist mir aufs höchste genehm, und darum denke ich denn, nicht nur diesen Abend, sondern immerdar zu tun, was Euch gefällt und was Ihr mir befehlen werdet."

Nachdem die Schöne in ihr Haus zurückgekehrt war und ihr Gemach mit Sachen und Geräten hatte ausschmücken und ein prächtiges Abendessen zurichten lassen, erwartete sie den Salabaetto. Dieser begab sich dahin, sobald es etwas dunkel geworden war, wurde gar fröhlich empfangen und speiste dann in großer Lust und wohl bedient. Als sie demnächst in das Schlafgemach traten, wehte ihm ein wunderbarer Duft von Aloeholz und zyprischen Vögeln entgegen, er sah das reiche Bett und an den Riegeln viele schöne, neue Kleider. Alle diese Dinge zusammen und jedes für sich

ließen ihn erachten, seine Geliebte sei eine große und reiche Dame. Und obwohl er dagegen über ihre Lebensweise einiges hatte verlauten hören, so wollte er dies doch um keinen Preis in der Welt glauben, und wenn er auch vielleicht zugestand, daß sie den einen oder anderen angeführt haben möchte, so hätte er doch um nichts in der Welt geglaubt, eben dies werde auch ihm widerfahren. So schlief er denn diese Nacht zu seiner größten Lust bei ihr und entflammte sich noch immer mehr.

Als der Morgen erschien, legte sie ihm einen schönen und zierlichen Gürtel von Silber mit einer schönen Tasche um und sagte: „Mein süßer Salabaetto, erhalte mir deine Gunst, und so wie ich mit meiner Person immer zu deinem Wunsche bin, so ist auch alles, was du hier siehst, und alles, was ich sonst vermag, zu deinem Befehl.“ Salabaetto umarmte sie fröhlich, küßte sie und verließ dann ihr Haus, um dahin zu gehen, wo die übrigen Kaufleute sich aufzuhalten pflegten.

Während er nun so zu öfteren Malen ihre Gunst genoß, ohne daß es ihm das mindeste gekostet hätte, und indem er immer mehr von ihrem Reize bestrickt wurde, geschah es, daß er seine Zeuge gegen bare Zahlung verkaufte und erheblich dabei verdiente. Dies erfuhr die Schöne, zwar nicht von ihm, wohl aber von anderen sogleich, und als Salabaetto daher eines Abends wieder bei ihr war, fing sie an, mit ihm zu kosen und zu schäkern, ihn zu küssen und zu umarmen, und zeigte sich dabei so heftig für ihn entflammt, daß es schien, als werde sie vor Liebe in seinen Armen vergehen.

Dann wollte sie ihm zwei schöne silberne Becher, die sie besaß, verehren, allein Salabaetto wollte sie nicht annehmen, da er, die einzelnen Male zusammengerechnet,

schon so viel von ihr erhalten hatte, daß es an dreißig Goldgulden betragen mochte, ohne daß er sie je hätte bewegen können, auch nur den Wert eines Groschens von ihm anzunehmen. Endlich, nachdem sie ihn durch diese Beweise von Liebe und Freigebigkeit gehörig entflammt hatte, erschien eine ihrer Sklavinnen und rief sie, einer früheren Vereinbarung zufolge, aus dem Zimmer. Sie verließ deshalb das Gemach und kehrte nach kurzer Abwesenheit weinend zurück, indem sie sich mit dem Kopf auf das Bett warf und die schmerzlichsten Wehklagen ausstieß.

Salabaetto nahm sie verwundert in seine Arme und rief, indem er mit ihr zu weinen begann: „Weh mir, Herz meines Leibes, was ist Euch so plötzlich zugestoßen? Was ist die Ursache dieses Schmerzes? Ach, sagt sie mir, meine Seele!“

Nachdem das Mädchen lange sich hatte bitten lassen, sprach es: „O, mein süßer Herr, ich weiß nicht, was ich tun, noch was ich sagen soll. Soeben empfange ich Briefe von Messina, und mein Bruder schreibt darin, daß, sollte ich auch verkaufen und verpfänden, was ich habe, ich ihm unfehlbar zwischen heute und acht Tagen tausend Goldgulden schicken müßte; wo nicht, so würde ihm der Kopf abgeschlagen. Nun weiß ich nicht, was ich anfangen soll, um diese so schnell zu bekommen; denn hätte ich auch nur vierzehn Tage Zeit, so würde ich Mittel finden, sie von einem Orte her zu bekommen, von wo ich noch viel mehr zu erhalten habe, oder ich würde eine von unseren Besitzungen verkaufen; aber da nun beides nicht möglich ist, so möchte ich lieber tot sein, als diese traurige Nachricht bekommen haben.“ Und als sie dies gesagt hatte, fuhr sie mit Weinen fort, als hätte der Kummer sie ganz überwältigt.

Salabaetto, dem die verliebte Glut einen großen Teil seiner gebührenden Einsicht geraubt hatte und der die Tränen für wahr, ihre Worte aber für noch wahrer hielt, antwortete: „Madonna, ich kann Euch freilich nicht mit tausend, aber doch mit fünfhundert Goldgulden dienen, sofern Ihr glaubt, sie mir binnen vierzehn Tagen zurückgeben zu können. Und auch das ist ein Glücksfall für Euch; denn erst gestern ist es mir gelungen, meine Zeuge zu verkaufen, und wäre das nicht, so könnte ich Euch fürwahr nicht einen Groschen borgen."

„Weh mir," erwiderte hierauf das Mädchen, „so hast du also Mangel am Gelde gelitten? O, warum fordertest du nichts von mir? Denn habe ich auch nicht tausend, so hatte ich doch hundert oder auch zweihundert dir zu geben. Nun aber hast du mir allen Mut genommen, von dir den Dienst anzunehmen, den du mir anbietest."

Salabaetto, mehr als verstrickt von diesen Worten, entgegnete: „Madonna, nicht darum sollt Ihr es mit meinem Willen unterlassen; denn wäre ich so in Not gewesen, wie Ihr es seid, so würde ich Euch wohl um Geld angesprochen haben."

„O, mein Salabaetto", erwiderte die Schöne, „jetzt erkenne ich wohl, daß deine Liebe zu mir wahrhaft und vollkommen ist, da du, ohne zu erwarten, daß ich dich darum bitte, mit einer so großen Geldsumme in einer solchen Not mir edelmütig zu Hilfe kommst. Fürwahr, schon ohnedies war ich völlig die deine; nach dieser deiner Tat aber werde ich es noch weit mehr sein, und nie vergessen, daß ich dir das Leben meines Bruders schulde. Aber, weiß Gott, ungern nehme ich das Geld an, wenn ich bedenke, daß du Kaufmann bist und die Kaufleute dessen zu allen ihren Geschäften benötigt sind.

Doch da die Not mich einmal drängt und ich die gewisse Hoffnung habe, es dir schnell wiederzugeben, so will ich es annehmen und für diesen Vorschuß dir, wenn ich keinen schnelleren Weg finden sollte, alle meine Sachen hier verpfänden.“ Und mit diesen Worten sank sie weinend dem Salabaetto um den Hals.

Salabaetto begann sie nun zu trösten, und nachdem er die Nacht bei ihr verweilt hatte, brachte er, um in vollem Maße sich ihr als freigebiger Diener zu beweisen, ohne weitere Aufforderung von ihr zu erwarten, ihr blanke fünfhundert Goldgulden, die sie mit lachendem Herzen und weinenden Augen hinnahm, indem Salabaetto sich dafür mit ihrem bloßen Versprechen begnügte.

Sobald das Mädchen das Geld hatte, fing für ihren Umgang mit Salabaetto ein veränderter Kalender an, und während ihm früher der Eintritt in ihr Haus jedesmal, wenn er es wünschte, freigestanden hatte, begannen jetzt Hindernisse dazwischen zu treten, wegen deren es ihm unter sieben Malen kaum einmal gelang, Eingang zu finden, und auch dann empfing ihn weder derselbe Willkommen noch dieselbe Zärtlichkeit und Freude, wie sonst.

Unterdessen war die Frist, wo er sein Geld wiederbekommen sollte, nicht nur herangekommen, sondern um einen, ja, um zwei Monate überschritten, und als er nun mahnte, wurden ihm schöne Worte statt der Bezahlung gegeben. Da sah denn Salabaetto die Hinterlist des betrügerischen Weibes wohl ein und erkannte seine Torheit; allein zugleich auch, daß er in dieser Sache nichts durchsetzen könne, als was ihr selber beliebe, weil er weder Schrift noch Zeugnis darüber besaß. Andererseits schämte er sich auch, gegen irgend jemanden sich

darüber zu beklagen, teils weil er vorher gewarnt worden war, und teils, weil er nur den Spott erwarten konnte, den seine Einfalt verdient hatte, und so beweinte er denn, über die Maßen traurig, seinen Unverstand allein. Unterdessen hatte er von seinen Kaufherren mehrere Briefe bekommen, daß er das gelöste Geld wechseln und ihnen schicken möge, und beschloß deshalb, damit, wenn er es nicht täte, sein Vergehen nicht sofort offenbar werde, eilig abzureisen; er bestieg daher ein kleines Schiff und begab sich damit nicht nach Pisa, wie er sollte, sondern nach Neapel.

Hier war zu dieser Zeit unser Landsmann Pietro dello Canigiano Schatzmeister der Frau Kaiserin von Konstantinopel, ein Mann von großer Einsicht und scharfem Verstande und ein genauer Freund Salabaettos und seiner Angehörigen. Diesem, einem höchst zuverlässigen Manne, erzählte nun Salabaetto nach einigen Tagen jammernd, was er getan habe und welches Unglück ihm begegnet sei, und bat ihn zugleich um Rat und Hilfe, wie er es machen könne, um hier sein Leben zu fristen, indem er ihm versicherte, daß er nie mehr nach Florenz zurückzukehren denke.

Canigiano antwortete ihm betrübt über diese Dinge: „Übel hast du getan, übel hast du dich benommen, schlecht hast du deinen Herren gehorcht. Du hast für diese Lust allzuviel Geld auf einmal ausgegeben. Doch was ist zu tun? Geschehen ist es nun einmal, und wir müssen uns nach anderem Rat umsehen.“

Und als ein verschlagener Mann hatte er sogleich ersonnen, was zu tun sei, und teilte es dem Salabaetto mit. Diesem gefiel die Sache, und er schickte sich sofort an, sein Glück damit zu versuchen. Etwas Geld hatte er noch, und Canigiano lieh ihm einiges dazu, und nun

packte er eine Menge Ballen, wohl gebunden und wohl verschnürt, kaufte an zwanzig Ölfässer, füllte diese, und nachdem alles verladen war, kehrte er damit nach Palermo zurück. Hier übergab er das Verzeichnis der Ballen und ebenso den Preis der Fässer den Zollwächtern, ließ alles auf seine Rechnung schreiben, brachte es in den Magazinen unter und sagte, daß er, bis andere Waren, die er noch erwartete, ankämen, nichts von diesen Sachen anrühren wolle.

Hiervon bekam die Joncofiore bald Nachricht, und da sie hörte, daß schon die Waren, die er bereits mitgebracht hatte, wohl zweitausend Goldgulden oder mehr wert sein möchten (ungerechnet, was er noch erwartete und was mehr als dreitausend betrüge), so dünkte es ihr, daß sie nur erst auf den schlechteren Treffer gezielt habe, und sie nahm sich nun vor, ihm seine fünfhundert Gulden wiederzugeben, um ihm dafür einen guten Teil der fünftausend abzunehmen. Und somit schickte sie zu ihm.

Salabaetto, der nun gewitzigt war, erschien. Die Schöne, die sich stellte, als wisse sie nichts von dem, was er mitgebracht habe, bezeigte ihm unsägliche Freude und rief: „Siehe, wärest du böse auf mich gewesen, weil ich dir dein Geld nicht so zur rechten Zeit wiedergab?"

Salabaetto fing an zu lächeln und antwortete: „In der Tat, Madonna, es verdroß mich wohl ein wenig, da ich mir das Herz aus dem Leibe risse, um es Euch zu geben, wenn ich glaubte, daß Euch damit ein Gefallen geschähe; aber jetzt sollt Ihr hören, wie erzürnt ich auf Euch bin: Meine Liebe zu Euch ist so mächtig und groß, daß ich den größten Teil meiner Besitzungen habe verkaufen lassen; schon habe ich so viel Ware hierher

gebracht, daß sie wohl über zweitausend Gulden wert ist, und aus Westen erwarte ich noch andere, die mehr als dreitausend gelten wird; damit will ich nun in dieser Stadt ein Lager einrichten und hier bleiben, um immer in Eurer Nähe sein zu können, da ich mich in Eurer Liebe glücklicher fühle, als ich glaube, daß irgendein Verliebter in der seinigen sich fühlen könne."

Hierauf entgegnete das Mädchen: „Sieh, Salabaetto, alles, was dir dienen kann, ist mir völlig genehm, da ich in der Tat dich mehr liebe, als mein Leben; besonders genehm aber ist mir, daß du mit der Absicht zurückgekehrt bist, hier zu weilen, weil ich hoffe, so noch manche frohe Stunde mit dir zu verleben. Doch will ich mich ein wenig bei dir entschuldigen, daß du um die Zeit, ehe du fortgingest, einige Male hast zu mir kommen wollen und nicht konntest, und andere Male, wenn du kamst, nicht so heiter empfangen wurdest, wie du es gewohnt warst, und überdies noch darüber, daß ich dir nicht zu der versprochenen Zeit dein Geld zurückgab. Du mußt wissen, daß ich zu der Zeit in großem Schmerz und in tiefer Betrübnis war, und wer in dieser Stimmung ist, kann, wie sehr er ihn auch liebe, dem Geliebten nicht immer ein freundliches Gesicht machen und so aufmerksam für ihn sein, wie dieser es wohl wünschte. Und dann mußt du auch wissen, daß es einer Frau recht schwer fällt, tausend Goldgulden aufzutreiben; alle Tage sagt man uns Lügen vor und hält nicht, was man uns versprochen hat, und so sind wir denn genötigt, auch gegen andere zu lügen. Hierin allein, nicht aber in irgendeinem anderen Fehler, hatte es seinen Grund, wenn ich dir dein Geld nicht wiedergab. Doch bald nach deiner Abreise bekam ich es, und hätte ich nur gewußt, wohin ich es hätte schicken

sollen, so sei überzeugt, ich würde es dir gesandt haben; aber da ich es nicht wußte, so habe ich es dir aufbewahrt."

Und nun ließ sie sich eine Börse kommen, worin dieselben Goldstücke enthalten waren, die er ihr gebracht hatte, gab sie ihm in die Hand und sagte: „Zähle, ob es fünfhundert sind."

Nie war Salabaetto froher, als jetzt; er zählte sie, fand richtig fünfhundert, steckte sie zu sich und sprach: „Ich sehe nun wohl, Madonna, daß Ihr die Wahrheit sagt. Ihr habt viel getan, und ich sage Euch, daß Ihr darum und um der Liebe willen, die ich für Euch hege, nie, aus was immer für einem Grunde, eine Summe, die ich zu schaffen vermag, von mir begehren könnt, ohne daß ich Euch sofort damit diente. Und wie ich hierzu bereit bin, das mögt Ihr selber erproben."

Auf diese Weise wurde den Worten nach die frühere Liebe unter ihnen wiederhergestellt, und Salabaetto begann von neuem vertrauten Umgang mit ihr liebevoll zu pflegen, und sie tat ihm abermals die größte Freude und Ehre von der Welt an und bewies ihm ihre ungemessene Liebe.

Salabaetto jedoch, der ihren Trug durch seinen Trug bestrafen wollte, erschien eines Tages, als sie zu ihm geschickt hatte, damit er bei ihr speise und zur Nacht bleibe, so trübsinnig und traurig vor ihr, daß es schien, als wolle er sterben.

Jancofiore umarmte und küßte ihn und fing an, ihn zu fragen, was dieser Trübsinn bedeute.

Eine lange Weile ließ er sich bitten, dann sagte er: „Ich bin ein verlorener Mann. Das Schiff, auf dem die Ware sich befand, die ich noch erwartete, ist von Seeräubern aus Monaco genommen worden und soll nur

für zwölftausend Goldgulden wieder freigegeben werden, von denen ich tausend zu bezahlen habe, und ich habe nicht einen Heller; denn die fünfhundert, die Ihr mir zurückgabt, habe ich sogleich nach Neapel geschickt, um sie in Linnen anzulegen, die ich hierher kommen lassen will. Und wollte ich in diesem Augenblick auch die Ware verkaufen, die ich hier habe, so würde ich, weil es jetzt nicht die rechte Zeit dazu ist, für beide Artikel kaum einen Heller erhalten, und sonst bin ich hier noch nicht bekannt genug, um jemand zu finden, der mir aus dieser Verlegenheit hülfe, und darum weiß ich nicht, was ich tun oder was ich sagen soll. Und doch, schicke ich nicht bald das Geld, so werden die Waren nach Monaco gebracht, und ich bekomme nimmermehr etwas davon wieder."

Das Mädchen war über diese Nachricht sehr niedergeschlagen, da ihr damit ihre ganze Hoffnung verloren zu gehen schien; indessen überlegte sie, welchen Weg sie einzuschlagen habe, daß die Waren nicht nach Monaco gingen, und sagte dann: „Gott weiß, wie mir das um deinetwillen leid tut; aber was hilft es, sich darüber zu grämen? Hätte ich das Geld, weiß der Himmel, ich würde es dir sogleich borgen; aber ich habe keins. Allerdings aber ist hier jemand, der mir neulich mit den fünfhundert Gulden aushalf, die mir fehlten; aber er verlangt großen Zins dafür, und zwar nicht weniger begehrt er als dreißig vom Hundert. Wenn du das Geld von diesem nehmen wolltest, so müßte man ihn durch gutes Pfand sicher stellen, und ich für mein Teil bin bereit, für dich ihm alle diese Sachen und meine Person selbst für soviel zu verpfänden, als er darauf leihen will, nur um dir zu dienen. Aber wie willst du ihm für das übrige Sicherheit geben?"

Salabaetto erkannte leicht die Ursache, die jene antrieb, ihm diesen Dienst zu leisten, und wurde inne, daß von ihr selbst das Geld vorgeschossen werden sollte. Dies war ihm ganz nach Wunsch; er dankte ihr daher zuerst und versicherte dann, daß bei der Not, in der er sich befinde, ihn der unmäßige Zins nicht abschrecken werde. Hierauf sagte er ihr, daß er jenen durch die Ware sicherstellen wolle, die er in der Dogana habe und auf den Namen dessen werde ausschreiben lassen, der das Geld vorstrecken solle; doch wolle er den Schlüssel zu den Magazinen selbst aufbewahren, teils um die Waren, wenn es gefordert würde, vorzeigen zu können, und teils, damit ihm nichts berührt, vertauscht oder verwechselt werden könne.

Das Mädchen erwiderte darauf, es sei gut und die Sicherheit vollkommen hinreichend. Als daher der nächste Tag gekommen war, schickte sie zu einem Makler, zu dem sie volles Vertrauen hatte, besprach die Sache mit ihm und übergab ihm tausend Goldgulden, die der Makler sogleich dem Salabaetto überbrachte, wofür er auf seinen Namen bei der Dogana umschreiben ließ, was Salabaetto dort besaß, und nachdem sie nun ihre Verschreibungen und Gegenverschreibungen mit beiderseitigem Einverständnis gewechselt hatten, ging ein jeder seinen übrigen Geschäften nach.

Salabaetto aber bestieg sobald als möglich mit seinen fünfzehnhundert Goldgulden ein Schiff und kehrte zu Pietro dello Canigiano nach Neapel zurück, von wo er gute und vollständige Abrechnung nach Florenz an seine Handelsherren sandte. Nachdem er alsdann Pietro und jeden anderen, dem er etwas schuldig war, bezahlt, machte er sich mit dem Canigiano von dem Gewinn, den er durch die Überlistung der Sicilianerin davongetragen,

manchen guten Tag. Von Palermo aber begab er sich, da er nicht länger Kaufmann bleiben wollte, nach Ferrara.

Als Salabaetto in Palermo nicht mehr zu finden war, fing Jancofiore sich zu wundern an und schöpfte bald Argwohn; nachdem sie wohl zwei Monate gewartet hatte und sah, daß er noch immer nicht wiederkam, ließ sie durch ihren Makler die Magazine aufbrechen. Zuerst versuchte man die Fässer, die man voll Öl geglaubt hatte, und fand sie mit Seewasser gefüllt, in jeder Tonne war aber ungefähr ein Anker Öl, welches obenauf an dem Spundloche schwamm. Dann öffnete man die Ballen und fand diese, mit Ausnahme von zweien, die Zeug enthielten, mit Werg gefüllt; kurz, alles Vorhandene war nicht über zweihundert Gulden wert.

Nun erkannte Jancofiore wohl, daß sie betrogen sei, und beklagte lange die fünfhundert Goldgulden, die sie zurückgegeben hatte, und noch viel mehr die tausend, die sie ihm geborgt hatte, indem sie oftmals ausrief: „Um mit Florentinern umzugehen, muß man gut auf beiden Augen sehen!" Und so hatte sie denn den Schaden und den Spott zugleich und fand, daß ein Mensch so klug sein könne wie der andere.

Als Dioneo seine Erzählung beendet hatte und Lauretta sah, daß die Frist erschienen war, über die hinaus sie nicht mehr zu herrschen hatte, lobte sie den Anschlag des Pietro Canigiano, der sich in seinem Erfolg so gut bewährte, und die Schlauheit des Salabaetto, der in der Ausführung desselben sich nicht geringer gezeigt hatte, nahm sich dann die Lorbeerkrone vom Haupte und setzte sie auf Emilias Stirn, indem sie mit würdevollem Anstand sagte: „Madonna, eine wie gnädige Königin

wir an Euch haben werden, weiß ich nicht; aber eine schöne haben wir gewiß. Macht also, daß Eure Handlungen Eurer Schönheit entsprechen.“ Und damit nahm sie ihren Sitz wieder ein.

Emilia, die nicht sowohl über ihre Erhebung zur Königin als darüber ein wenig schamrot geworden war, daß sie sich wegen dessen öffentlich rühmen hörte, was Frauen vorzüglich zu erstreben pflegen, zeigte sich im Gesicht wie die jungen Rosen in der Morgenröte. Doch nachdem sie die Augen eine Zeitlang niedergeschlagen gehalten, bis jene Röte wieder verschwunden war, und nachdem sie mit dem Seneschall über die für die Gesellschaft zu treffenden Einrichtungen sich verabredet hatte, begann sie folgendermaßen:

„Anmutige Mädchen, deutlich sehen wir, daß, nachdem die Stiere einen Teil des Tages hindurch, unter das Joch gezwungen, gearbeitet haben, sie am Abend von diesem befreit und gelöst werden und frei, wohin es ihnen gefällt, in den Büschen nach ihrer Weide umhergehen dürfen. Auch sehen wir die Gärten von verschiedenen Pflanzen grünend nicht nur nicht minder schön, sondern noch schöner, als den Hain, in dem nur Eichen wachsen. Aus diesen Gründen halte ich denn dafür, daß, wenn wir betrachten, wie viele Tage wir nun schon, von bestimmten Gesetzen eingeschränkt, erzählt haben, auch uns, die wir gleichfalls Bedürfnis nach freiem Umherstreichen haben, um in der Freiheit Kräfte für das wiederkehrende Joch zu sammeln, eine solche Freiheit nicht nur nützlich, sondern auch sehr erwünscht sein möchte. Darum denke ich denn, was morgen im Verfolge eurer ergötzlichen Erzählungen vorgetragen werden soll, nicht unter eine einzelne Aufgabe zu beschränken, sondern ich will, daß jeder, wie es

ihm gefallen wird, erzähle, indem ich fest überzeugt bin, daß die Verschiedenartigkeit der Gegenstände, die vorgetragen werden, uns nicht weniger erfreulich sein wird, als das Erzählen von einem und demselben Gegenstande. Haben wir das getan, so mag, wer nach mir in der Herrschaft folgt, uns neu Gestärkte mit größerer Sicherheit wieder in die gewohnten Gesetze einschränken."

Nachdem sie dies gesagt, gab sie allen Urlaub bis zur Stunde der Mahlzeit. Jeder lobte die Königin wegen dessen, was sie gesagt hatte, als weise und verständig, und nachdem man aufgestanden war, gab sich der eine dieser, der andere jener Lustbarkeit hin. Die Damen brachten die Zeit bis zur Stunde des Mahles damit hin, Kränze zu flechten und allerlei Kurzweil zu treiben, die jungen Männer aber mit Spiel und Gesang.

Als die Essenszeit gekommen war, speiste man neben dem schönen Springbrunnen fröhlich und mit Lust. Nach dem Mahle vergnügte man sich auf herkömmliche Art mit Liedern und Tanz. Endlich aber gebot die Königin, um dem Herkommen ihrer Vorgänger zu folgen, trotz denen, die gern noch mehr von ihren Liedern gesungen hätten, dem Pamfilo, daß er einen Gesang allein anstimmen möchte. Dieser begann nun bereitwillig folgendermaßen:

So groß, o Amor, ist das Glück,
Das du gewährst, die Lust, der Lohn der Mühe,
Daß ich beglückt in deinem Feuer glühe.

Den vollen Freudenstrom in meiner Seele,
Die hohe Lust, die süße Wonne,
In die du mich versetzt,
Sie schwellen so, daß ich sie nicht verhehle,

Sie glänzt auf meinem Antlitz, wie die Sonne,
Und kündet laut, was mich ergötzt.
Denn da mein Herz verletzt
Von solch' erhab'ner Liebesmühe,
So ist mir's leicht zu weilen, wo ich glühe.

In meinem Lied weiß ich nicht zu erzählen
Noch mit der Hand euch anzudeuten
Die Wonne, die ich, Amor, fühle,
Und wüßt' ich's auch, ich müßt 'es doch verhehlen,
Denn würd' es kund den Leuten,
Sie würde leicht zum bösen Spiele.
So schwillt die Wonne, die ich fühle,
Daß ich mit Worten nur umsonst mich mühe,
Will ich auch nicht verraten, wie ich glühe.

Wer hätte je gewähnt, daß diese Arme
Dahin gelangen würden zu umschließen,
Was sie umschlossen hielten!
Daß je Gesicht und Mund an dem erwarme,
Dem sie genaht, wo Heil und Wonne sprießen,
Wo sie Genesung fühlten,
Und wo ein solches Glück sie hielten,
Daß man mir Glauben weigert, wie ich glühe,
Verbergend, wie mich Wonne stets umziehe!

Pamfilos Lied war zu Ende, und obgleich nun alle vollständig darauf antworteten, so war doch keiner zugegen, der nicht mit besonderer und größerer Aufmerksamkeit als ihm vielleicht ziemte, die Worte des Gesanges bemerkt und zu erraten gesucht hätte, was es sei, wovon jener gesungen hatte, daß er es verbergen müsse.

Und obwohl man auf vielerlei verfiel, so traf doch keiner die Wahrheit der Sache.

Als aber die Königin den Gesang des Pamfilo beendet sah und bemerkte, daß Damen und Herren wohl gerne zur Ruhe gehen würden, gebot sie, daß jeder sich jetzt zum Schlafen zurückziehen solle.





INHALT



Die Übersetzung von Boccaccios Decamerone besorgte Heinrich Conrad, den Druck Poeschel & Trepte, Leipzig, die Gravüre-Kupferdrucke nach den Originalkupfern der Ausgabe von 1757 J. B. Obernetter, München. Von dieser Ausgabe wurden 100 Exemplare für die Mitglieder der Vereinigung „Die Hundert“ auf Velin von Van Gelder mit dem Hundertzeichen, weitere 100 Exemplare auf gleichem Velin mit dem Wasserzeichen „Boccaccio“ für die Luxusausgabe abgezogen

ZWEITE AUFLAGE



